

frings.

Jugend ohne Macht

In El Salvador hat die Jugend keine Chance. Aber manchmal Glück

Freundliche Übernahme

In Berlin nähern junge Menschen alte Flüchtlingsboote zu Designer-Taschen um

Tatort

Klaus J. Behrendt und Dietmar Bär über ihr Engagement für Kinderrechte

JUGEND MACHT

• WAS SIE WILL
• NICHTS ALS UNSINN
X MUT FÜR MORGEN



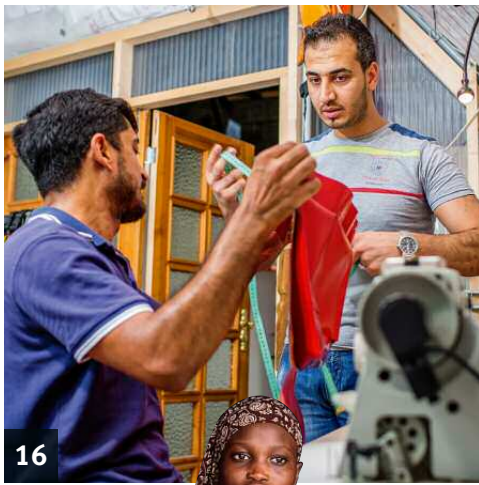


Foto: Kathrin Harms/MISEREOR

16

Selber Flüchtlinge, kennen Abid Ali und Khaldoun Alhousain den Werkstoff, mit dem sie arbeiten, zu genau

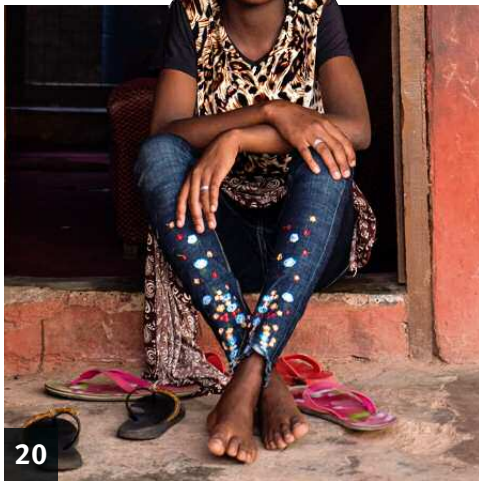


Foto: Roland Brockmann/MISEREOR

20

Hudu Nimatus Traum ist es, Designerin zu werden und ihr Land zu entwickeln, deshalb bleibt sie in Ghana



Foto: Klaus Meilenthin/MISEREOR

32

Seit über 20 Jahren engagieren sich die Kölner Tatort-Kommissare für Menschenrechte und Chancengleichheit

inhalt.

GESICHTER DIESER AUSGABE

Seite 2

SCHWERPUNKT JUGEND

FOTOSTRECKE

Alle mal herhören!

Seite 4

GUT ZU WISSEN

Seite 8

EL SALVADOR

Jugend ohne Macht

Seite 9

GRAFIK

Die Jugend von heute

Seite 15

UPCYCLING

Neustart:

Flüchtlingsboote zu Designer-Taschen

Seite 16

GHANA

Ausbildung statt Flucht

Seite 20

#MEINTHEMA

Was Aktivisten aus Mumbai,

Rio und Kibera bewegt

Seite 24

GELDGEBER

Was junge Spender motiviert,

zehn Prozent ihrer Einnahmen abzugeben

Seite 27

Titel:
Jugendliche wie Ana Colocho sind die Hoffnungsträger für eine friedliche Zukunft in ihrer Heimat El Salvador

LIEBE LESERINNEN UND LESER!

Drei Wochen lang saß die 15 Jahre alte Greta Thunberg in diesem Sommer auf dem Bürgersteig vor dem schwedischen Parlament in Stockholm. Neben sich das Schild: „Skolstrejk för klimatet“, „Schulstreik für das Klima“. Auf Eigeninitiative und unterstützt von ihrer Familie engagierte sie sich dafür, dass Politiker den Klimawandel ernst nehmen. Dieses zeigt, wie entscheidend eine engagierte junge Generation für ein zukunftsfähiges Zusammenleben auf unserem Planeten sein kann.

Jugendliche entwickeln Ideen, übernehmen Verantwortung und machen „Mut für morgen“. Das gilt gerade auch für die Länder des Südens. Im Mittleren Osten und in Afrika stellen die unter Dreißigjährigen mit 53 Prozent die Mehrheit der Bevölkerung. An ihnen führt kein Weg vorbei und diese jungen Menschen sollten es sein, die uns Wege zeigen.

Denkt man! Denn obwohl sie so viele sind, sind Jugendliche und junge Erwachsene auf der Südhalbkugel der Erde immer wieder ausgeschlossen von gesellschaftlicher Teilhabe. Ihre Zukunft spielt bei den Entscheidungen eine zu geringe Rolle.

Gelingt es nicht, sie zu integrieren, ist der soziale Frieden bedroht und es fehlt an Hoffnungspotenzial für eine nachhaltige Entwicklung. Gerade Länder, die von Armut, Konflikten, Katastrophen und Krisen geprägt sind, brauchen Perspektiven für junge Leute – und ihren Mut, ihre Kreativität und ihre guten Ideen für ihre Zukunft.

Herzlich Ihr

Pirmin Spiegel
*Hauptgeschäftsführer
von MISEREOR*



THEMEN

ALLE MENSCHEN SIND FREI

Kolumne von Heribert Prantl

Seite 31

TATORTVEREIN

Klaus J. Behrendt und Dietmär Bär
über ihr Engagement für Kinderrechte

Seite 32

ÄTHIOPIEN

Die Hirten auf dem Feld

Seite 36

GUATEMALA

Nunca más – Nie wieder!

Seite 40

RUBRIKEN

360 GRAD

Buch- und Filmtipps

Seite 43

BILDBAND

Kiribati:

Eine Inselwelt versinkt im Meer

Seite 44

BILDERRÄTSEL

Forever Young

Seite 46

MITMACHEN

MISEREOR-Ideen zum Verschenken

Seite 48

IMPRESSUM

Seite 49

GESICHTER

DIESER AUSGABE

„Das Grundgesetz, vor siebzig Jahren geschrieben, ist mehr als ein Gesetz: Es ist ein Auftrag an uns, an die Nachgeborenen. Es ist der Auftrag, die Grund- und die Menschenrechte zu verteidigen – für uns, für unsere Kinder und unsere Enkel.“



Foto: Jürgen Bauer

Kolumne auf Seite 31

Prof. Dr. Heribert Prantl ist Jurist, Journalist und Autor. Er leitet seit Januar 2018 das Meinungsressort der Süddeutschen Zeitung in München und ist seit Januar 2011 Mitglied der Chefredaktion.

Buchbesprechung auf Seite 44



Foto: Olga Rogler

SEBASTIAN ROGLER

lebt und arbeitet als freier Künstler in Hagelloch und Berlin. Nach einer Ausbildung zum Restaurator für Gemälde, Skulpturen und Wandmalerei studierte er Freie Grafik mit Malerei an der Staatlichen Akademie der Bildenden Künste in Stuttgart. Wegen seiner Buchbesprechung will er jetzt nach Kiribati reisen.



Foto: privat

Reportage auf Seite 16

ANNA GYAPJAS

war beeindruckt von ihren Gesprächen mit den Macherinnen des Upcycling-Start-ups „Mimycri“. „Wenn wir alle unsere Verantwortung für ein besseres Morgen so klar vor Augen hätten, wären wir schon längst da.“

Die freie Kulturjournalistin wurde 1989 in Budapest geboren und lebt jetzt in Berlin.



Foto: Grit Siwonja

DANIELA SINGHAL

Daniela Singhal traf in der Berliner Schaubühne die beiden Tatort-Schauspieler Dietmar Bär und Klaus J. Behrendt. Für sie selbst war das Interview spannend, lehrreich und motivierend – „einfach machen und Projekte unterstützen, statt nur drüber zu reden.“

Die freie Journalistin lebt und arbeitet in Berlin – auch als Yoga-Lehrerin.

Interview auf Seite 32

KLAUS MELLENTHIN

fand die geeignete Atmosphäre für seine Bilder in der Berliner Schaubühne. Die beiden Kölner Tatort-Kommissare hatte er zum ersten Mal fotografisch begleitet. „Klaus J. Behrendt und Dietmar Bär haben mir etwas gegeben, was elementar für meine Fotografie ist: Zeit und Vertrauen.“

Der Fotograf lebt und arbeitet in Berlin. Er ist spezialisiert auf Portraits von Prominenten, Werbekampagnen, Reportagen und Corporate-Projekte.



Foto: Klaus J. A. Mellenthin

„Für mich das mit Abstand drängendste Problem unserer Generation: der Klimawandel. Es wird höchste Zeit, dass wir unseren Lebensstil anpassen. Jeder Einzelne kann etwas tun – und muss. Denn wir sind jung und brauchen die Welt.“

Isabel Stettin, geboren 1991, ist Autorin bei Zeitenspiegel Reportagen und lebt in Stuttgart.



Foto: Eric Vazzoler/Zeitenspiegel

Reportage auf Seite 36



HARARE: GESCHICHTE MITBESTIMMEN

Jugendliche in Simbawes Hauptstadt Harare feiern Robert Mugabes Rücktritt. Sie singen und tanzen zu Tausenden unter dem Motto: „Lasst uns den Lauf der Geschichte mitbestimmen.“ Überall ertönen Hupkonzerte, die Straßen sind verstopft. Die simbabwische Fahne flattert aus Fenstern. Der 93-jährige Mugabe reagierte darauf, dass das Zentralkomitee der Regierungspartei gemeinsam mit Abgeordneten der Opposition im Parlament seine Absetzung eingeleitet hatte. Und Simbabwe explodierte mit Jubel, der die ganze Nacht andauert.



**THE PEOPLE OF
ZIMBABWE
WANT**

**MUGABE
TO GO**

NPM 18501B
GVM 28501G

4WE



Foto: dpa picture-alliance

STOCKHOLM: KLIMASTREIK

Greta Thunberg sitzt auf dem Bürgersteig vor dem Reichstag in Stockholm. Neben sich ein Schild: „Skolstrejk för klimatet“, „Schulstreik für das Klima“. Sie sitzt drei Wochen lang dort bis zum 9. September, dem Tag der schwedischen Parlamentswahlen: „Es ist mein Protest dagegen, dass kein Politiker die Klimafrage so ernst nimmt, wie sie genommen werden muss.“ Greta ist 15 Jahre alt und hat gerade die 9. Klasse begonnen. „Als ich in die Grundschule ging, erklärte ein Lehrer, warum man Lampen ausschalten sollte, um Strom zu sparen. Und was das mit dem Klimawandel zu tun hat. Ich konnte mir erst nicht vorstellen, dass das wahr ist. Denn wenn es so etwas wirklich gab, dann war das ja total wichtig.“

A portrait of Nadia Murad, a young woman with long, dark, wavy hair, looking directly at the camera with a slight smile. She is wearing a dark grey cardigan over a light grey t-shirt. The background is dark and out of focus.

IRAK: STIMME GEGEN FRAUENGEWALT

Mit 21 Jahren wurde Nadia Murad 2014 vom IS aus ihrem Heimatdorf im Irak entführt und geriet in Gefangenschaft. Drei Monate lang wurde sie versklavt, gefoltert und vergewaltigt. Sie konnte fliehen und war eine der ersten Jesidinnen, die von diesen Verbrechen erzählten. Bis heute hat sie nicht aufgehört, den Überlebenden des Völkermords durch den IS eine Stimme zu geben, seit 2016 engagiert sie sich als Sonderbotschafterin der Vereinten Nationen für die Rechte der Opfer von Menschenhandel. Im Oktober ist die 25-Jährige mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet worden.

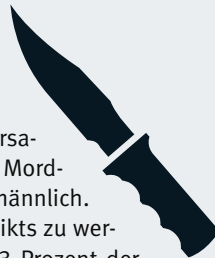
GUT! ZU WISSEN!



JUGEND UND GEWALT

Mord steht an vierter Stelle der Todesursachen junger Menschen. 83 Prozent der Mordopfer der Altersgruppe unter 30 sind männlich. Auch das Risiko, Opfer eines Tötungsdelikts zu werden, ist in dieser Altersgruppe hoch: 43 Prozent der weltweiten Tötungsdelikte betreffen Jugendliche und junge Erwachsene zwischen zehn und 29 Jahren.

Quellen: WHO



KEIN ANSCHLUSS FÜR MÄDCHEN

Mädchen und Frauen haben seltener Zugang zu digitaler Technik: 12 Prozent beträgt der Unterschied im Vergleich zu Jungen und Männern. Besonders in patriarchalen Gesellschaften kontrollieren Männer, wer Technik nutzen darf, sowohl analoge wie Radio und TV, wie auch digitale wie Internet und Handys. Im afrikanischen Tschad nutzten in den vergangenen Jahren rund 55 Prozent der männlichen Jugendlichen mindestens einmal in der Woche ein technisches Medium zur Informationssuche. Von den weiblichen Jugendlichen hatten nur 24 Prozent die Möglichkeit, sich mit Hilfe von Technik zu informieren.

Quelle: Unicef



KEIN ORT. NIRGENDS

Weltweit leben etwa 150 Millionen Kinder auf der Straße, schätzen die Vereinten Nationen. Genaue Zahlen darüber fehlen. Die meisten Straßenkinder leben vermutlich in Indien: Elf Millionen, Tendenz steigend.

Quellen: Unesco, Homelessworldcup, Childline India



UNTER 30

50,5 Prozent der Weltbevölkerung waren im Jahr 2012 unter 30 Jahre alt. Besonders groß ist der Anteil der Jungen im Mittleren Osten und in Afrika: 53,1 Prozent. In Europa und Amerika ist dagegen nur rund jeder Dritte (35,6 Prozent) jünger als 30 Jahre.

Quelle: euromonitor

50,5%



ZWISCHEN SCHLAF UND SPASS

Die Stadt Mannheim hat im Juli den ersten deutschen Nachtbürgermeister gewählt. Der 27-jährige Student Hendrik Meier soll als sogenannter „Night Mayor“ zwischen Clubszene, Anwohnern und Behörden vermitteln.

Quelle: mannheim.de



JUGEND OHNE MACHT

Mit 15 Jahren beenden die meisten El Salvadorianer die Schule. Dann hängen sie in der Luft. Eine Zukunft hat nur, wer Glück hat und an die richtigen Leute gerät. So wie Miguel Vásquez aus San Salvador.

Text von Sandra Weiss

Fotos von Hartmut Schwarzbach





Miguels Traum: Die Konditor-Fachhochschule besuchen und danach sein eigenes Geschäft aufmachen. Dafür spart er.

Miguel Vásquez hat einen Plan: Der hübsche Junge aus Ciudad Delgado, einem verrufenen Vorort von San Salvador, will Konditor werden, ein Geschäft aufmachen, sein eigener Boss sein. Er ist 14 Jahre alt. Das Lernen fällt ihm leicht, die Lehrer mögen ihn. „Schwuli, Streber“, hänselt ihn ein Mitschüler. Er ist größer, kräftiger, tätowiert. Miguel hat keine Chance. „Hier im Viertel zählst du nur, wenn du zu einer Bande gehörst“, sagt er. Die Attacken nehmen zu, andere Schüler machen mit. Sie nehmen Miguels Stifte weg, verfolgen ihn auf die Toilette, schubsen und prügeln ihn auf dem Heimweg. Die Lehrer tun so, als bekämen sie nichts mit. Zu Hause hat Miguel niemanden, dem er sich anvertrauen kann.

Miguel ist mit Gewalt aufgewachsen, obwohl eigentlich seit 25 Jahren Frieden herrscht in El Salvador

Seine Eltern sind in Drogenhandel und Bandenkriminalität verstrickt und kümmern sich nicht um ihn. Miguel wird von Angehörigen großgezogen, mal vom Großvater, mal von einer Tante. Er glaubt, dass ihn niemand mag und er allen nur

zur Last fällt. Dann droht ihm der Peiniger: „Weicheier wie dich brauchen wir hier nicht. Wenn ich dich auf der Straße erwische, bringe ich dich um.“ Miguel weiß, dass es kein Scherz ist. Der andere gehört der Mara M-18 an, wie die Mara Salvatrucha (MS-13) eine der beiden großen kriminellen Jugendbanden des mittelamerikanischen Landes.

Auf 60.000 schätzen Experten die Zahl der schwer bewaffneten Bandenmitglieder in El Salvador. Sie finanzieren sich aus Schutzgelderpressung, Drogenhandel, Prostitution und liefern sich blutige Gefechte um die Kontrolle ganzer Stadtviertel. Sie nehmen sich, was sie wollen – Alkohol,

schöne Mädchen oder Häuser. Wer sich widersetzt oder sie verpfeift, stirbt. Wer ihnen missfällt, muss das Viertel verlassen. 296.000 Salvadorianer sind durch die Gewalt im eigenen Land Vertriebene, knapp 100.000 flüchten jedes Jahr gen Norden und versuchen, in die USA zu kommen.

Das alles kennt Miguel. Er weiß, wo in seinem Viertel die Grenze zwischen beiden Banden verläuft, entziffert an die Wände gepinselte Gaunerzinken, mit denen sie sich verständigen. Er erkennt den brummenden Motor der Polizei-Pickups schon aus der Ferne und kann Schüsse aus Pistolen und halbautomatischen Maschinengewehren unterscheiden. Mit Gewalt ist er aufgewachsen, obwohl ja eigentlich Frieden herrscht in El Salvador seit Ende des Bürgerkriegs 1992. Doch der steht auf dem Papier und gilt vor allem für die ehemaligen

linken Guerrilleros, die heute Politik machen. In den Armenvierteln herrscht weiterhin das Recht des Stärkeren. Die Regierung setzt auf Repression und harte Hand, schickt das Militär auf die Straßen und dul-



Miguel zeigt Fotos von der Abschlussfeier des Programms „Neue Lebenspläne“. Danach bewirbt er sich in einem Hotel.



Miguel mit seiner Tante Mari Vásquez und deren Mitarbeitern in ihrer Bäckerei im Stadtzentrum von San Salvador

det Todesschwadronen der Polizei und Unternehmer, um das Land von unliebsamen Jugendlichen zu säubern. Miguel steht im Kreuzfeuer. Er muss vor ihnen genauso auf der Hut sein wie vor den Banden.

Die Regierung wird von den USA unterstützt, die Mittelamerika zu einer Gefahr für die nationale Sicherheit abgestempelt haben. Doch die Strategie läuft ins Leere. Sie senkt weder die Armut noch schafft sie Arbeitsplätze oder Perspektiven für Jugendliche. Die Nachkriegsregierungen investierten wenig in Soziales. Es gibt weder genügend Studienplätze an staatlichen Universitäten noch Ausbildungsberufe. Mit 15 Jahren beenden die meisten Salvadorianer die Schule. Dann hängen sie in der Luft. Gut ein Drittel der Jugendlichen zwischen 16 und 29 gehen nach amtlichen Statistiken weder arbeiten noch studieren. Auch Miguel nicht. Er schließt sich zu Hause ein, liegt den ganzen Tag auf dem Sofa mit Videospiele. „Ich merkte, dass etwas nicht in Ordnung war“, sagt die Tante, Mari Vásquez. „Er schien jegli-

chen Lebensmut verloren zu haben, er erlosch vor meinen Augen.“ Sie überredet ihn, die Schule zu wechseln. Doch der Schulweg führt durch das Gebiet der M-18, und das Ticket für einen Bus kann sich die Familie nicht leisten. Miguel hat Angst. Fußballspielen, mit Freunden draußen abhängen – so etwas gibt es für ihn nicht. Die Straße gehört der Bande. Stattdessen hilft er seinem Onkel in der Autowerkstatt oder seiner Tante in der Bäckerei im Stadtzentrum. Wenn es spät wird, muss er im Laden auf einer alten Matratze schlafen. „Nachts in der Stadt unterwegs zu sein, ist für Jugendliche lebensgefährlich“, seufzt seine Tante. Klassenkameraden leihen ihm ihre Bücher und nennen ihm die Hausaufgaben.

Dann lernt Miguel einen Jungen aus dem Nachbarviertel kennen. Sie quatschen, er spendiert Miguel einen Drink. Miguel weiß, dass der andere einer der „Bosse“ ist. Aber er hat einen Mentor gefunden und fühlt sich zum ersten Mal im Leben aufgehoben und respektiert. Er eifert ihm nach: Baseballkappe, ein Ring im Ohr, weite Hosen und ein

Ein Drittel der Jungen zwischen 16 und 29 gehen in El Salvador weder arbeiten noch studieren



Teilnehmer am Programm „Neue Lebenspläne“ trainieren im Kletterwald Team-Building. Vorne: Animatourin Ingrid Ganuza.



Mit dem Abschlussdiplom bekommt Miguel auch sein T-Shirt, das ihn als „sozialen Reformier“ ausweist. Er trägt es gerne.

Schlabbershirt. Der Look der Jugendbanden. Das Abitur macht er mit 18 mit Ach und Krach, weil er es seiner Tante versprochen hat. Immer wieder wird er von der Polizei aufgegriffen. Sein Großvater warnt ihn: „Von den Banden kommt nur Tod und Verderben.“ Miguel zögert – aber welche Alternative hat er? Ein Studium, selbst an der Fachhochschule für das Konditorwesen, kann seine Familie nicht bezahlen. Mit seinem Abiturschnitt und seiner Wohnadresse in einem der verruchtesten Viertel von San Salvador ist er abgestempelt und hat nur eine Chance auf schlecht bezahlte Aushilfsjobs. „Selbst mit einem Diplom und in einem festen Job verdienst du in El Salvador gerade einmal das Nötigste zum Überleben“, sagt er. Miguel lässt sich treiben. Seine Verwandten haben wenig Zeit, sich um ihn und seine Probleme zu kümmern. Sie müssen selbst schauen, wie sie das Nötigste zum Überleben heranschaffen. Eines Tages schleppt

Baseballkappe, ein Ring im Ohr, weite Hosen und ein Schlabbershirt. Der Look der Jugendbanden.

ihn eine Cousine mit zu einer Veranstaltung. „Das ist cool, da lernt man spannende Sachen“, überredet sie ihn. „Neue Lebenspläne“ heißt das Programm. Miguel ist skeptisch. Am Anfang sitzt er breitbeinig am Rand und macht nicht mit, wie sich Animatourin Ingrid Ganuza erinnert: „Ich hielt ihn für einen Spitzel der Bande.“ Doch dann lässt sich Miguel anstecken von der fröhlichen Stimmung. Er lernt, wie man einen Lebenslauf schreibt, sich für ein Vorstellungsgespräch anzieht, wie man an sich selbst glaubt und nicht gleich beim ersten Hindernis seine Träume aufgibt. Werte, die zerrüttete Familien nicht vermitteln. Dinge, die nicht auf dem Lehrplan der Schulen stehen, weil gute Jobs in El Salvador mehr eine Sache von Beziehungen und Klassenzugehörigkeit sind als von Fähigkeiten. Vor allem aber findet er Lebensfreude, Halt

60.000 Banden-
mitglieder liefern
sich blutige Gefechte
um die Kontrolle
ganzer Stadtviertel



und ein Ziel. „Die Gruppe wurde meine Familie“, erzählt er. Als es im Praxis-Modul fünf US-Dollar Startkapital gibt, mit der Aufgabe, daraus eine Geschäftsidee zu entwickeln, erinnert sich Miguel an seinen Jugendtraum. Und entwirft in der Backstube seiner Tante „cake pops“ – Brotkrümel im Schokoladenmantel. Sie sind ein Renner. Innerhalb einer Woche verdreifacht er das Kapital. Im Dezember 2017, er ist gerade 22 geworden, bekommt er sein Abschluss-Diplom und das T-Shirt, das ihn als „sozialen Transformer“ ausweist. Er trägt es gerne. Es demonstriert seine Zugehörigkeit zu



Das Projekt „Neue Lebenspläne“

Wie schafft man es, in einem Land mit korrupten Behörden, einer ineffizienten Justiz, hoher Gewaltkriminalität und wenig Wirtschaftskraft benachteiligten Jugendlichen eine Perspektive zu geben? Pfarrer Octavio Cruz arbeitet seit vielen Jahren in Armenvierteln und weiß, dass Prävention und Inklusion viel mit Psychologie zu tun haben. Viele NGOs finanzieren Bäcker-, Schneider- oder Schreinerkurse, doch die meisten laufen ins Leere, weil die Jugendlichen die Kurse beim ersten Problem abbrechen und danach keine Anstellung finden.

In diese Lücke stoßen die „Neuen Lebenspläne“, die Cruz mit Unterstützung von MISEREOR und des Erzbistums von San Salvador umsetzt. Dabei lernen die Jugendlichen auf unterhaltsame Art, wie man sich auf ein Vorstellungsgespräch vorbereitet, aber auch Disziplin, Höflichkeit und Selbstvertrauen. Die Kirche bietet außerdem eine Anlaufstelle für die Jugendlichen.

Der Kurs dauert drei Monate, ist kostenlos und endet mit einem Diplom. 75 Prozent der Jugendlichen finden danach einen Arbeits- oder Studienplatz oder machen sich selbstständig. Das Erzbistum unterhält Partnerschaften mit Unternehmen und fungiert als Garant für Jugendliche, die sonst wegen ihrer sozialen Herkunft keine Chance auf einen Arbeitsplatz haben.

Sie möchten die Jugendlichen in El Salvador unterstützen? Dann vermerken Sie auf Ihrer Spende das Stichwort „El Salvador“. Sie möchten mehr Informationen zu den einzelnen Projekten?

Hier erfahren Sie mehr:

Spender-Telefon: 0241 442 125 oder
spenden@misereor.de



MISEREOR-Fastenaktion 2019

Die MISEREOR-Fastenaktion steht 2019 unter dem Leitgedanken: „Mach was draus: Sei Zukunft!“ Dabei stellt das Werk für Entwicklungszusammenarbeit junge Menschen in El Salvador in den Mittelpunkt. Ausgehend von ihren eigenen Stärken

und Fähigkeiten gestalten sie ihr Leben und ihr soziales Umfeld so, dass sich ihre Lebenssituation verbessert. In dem zentralamerikanischen Land, in dem Armut, Gewalt und Kriminalität das öffentliche Leben stark einschränken, sind junge Menschen mit ihren Perspektiven und ihrem Mut Hoffnungsträger für ein Leben in Würde und Sicherheit. In El Salvador beeinträchtigen neben Armut und fehlenden Arbeitsplätzen marodierende Jugendbanden den Alltag. Viele Menschen verlassen das Land auf der Suche nach einer besseren Zukunft. Die MISEREOR-Fastenaktion findet bundesweit zwischen Aschermittwoch und Ostern statt. Dabei wird mit zahlreichen Aktivitäten für die Arbeit von MISEREOR und um die dazu notwendigen Spenden geworben.

Weitere Informationen:

www.fastenaktion.de

einer angesehenen Gruppe und gibt ihm Selbstbewusstsein. Nach dem Kurs bewirbt er sich in einem namhaften Hotel. Miguel besteht die Aufnahmeprüfung und gehört zum Kellnerteam, das bei größeren Veranstaltungen gerufen wird. 45 US-Dollar verdient er im Schnitt pro Woche, den Großteil spart er für die Konditor-Fachhochschule. Miguels Vorbild ist Diego, ebenfalls ein Absolvent von „Neue Lebenspläne“, der wie er als Aushilfskellner anfing und heute festangestellter Konditor eines großen Hotels ist. In seiner schwarzen Uniform wirkt Miguel elegant und älter. Konzentriert deckt er runde Tische für ein Mittagessen für eine UN-Delegation. Vor zwei Monaten half er bei einer Hochzeit aus. „Anschließend hat mich der Brautvater beglückwünscht und mir 25 US-Dollar Trinkgeld gegeben“, erzählt er stolz. Zehn Dollar hat er für die Schuluniform seines jüngeren Bruders ausgegeben, vom Rest kaufte er sich Deo, Haargel und ein Parfüm. „Jetzt bin ich wer, und so muss ich auch aussehen“, sagt er. Den Ohrring hat er abgenommen, die Schlabberhose verschenkt. ●



Sandra Weiss, Politologin und ehemalige Diplomatin, war Chefin vom Dienst bei der Nachrichtagentur afp und arbeitet seit 1999 als freie Korrespondentin in Lateinamerika. Sie berichtet vom Rio Bravo bis nach Feuerland für Die Zeit, Le Monde Diplomatique, den Schweizer Rundfunk und die Deutsche Welle. Sie lebt in Mexiko.



Hartmut Schwarzbach ist Fotojournalist und Dokumentarfilmer mit Wohnsitz in Hamburg. „Ich habe Miguel Vázquez auf meiner Reise nach El Salvador als einen außerordentlich sympathischen Jungen kennengelernt. Die Bitte, ihn zu Hause zu besuchen, hat er abgelehnt. Zu gefährlich für ihn und seine Familie.“

DIE JUGEND VON HEUTE...

91%

... WIRD GEBILDETER

aller Erwachsenen können mittlerweile lesen und schreiben und selbst der Akademikeranteil hat sich in den letzten Jahrzehnten in den meisten Ländern vervielfacht. Aber 236 Millionen oder 1 von 5 Kindern unter 17 Jahren geht nicht zur Schule.



... SUCHT PERSPEKTIVEN

79%

aller jungen Menschen auf der Welt arbeiten informell: ohne Ausbildung, ohne Vertrag, ohne Versicherung und auf Abruf.



... IST ZAHLREICH

41%

der Weltbevölkerung ist jünger als 24 Jahre. Dabei liegt der U24-Anteil in vielen Ländern des globalen Südens deutlich höher, während er in Deutschland nur 25 Prozent ausmacht.



SCHICK



SAL

ZUM

UM

HÄN

GEN



Das Berliner Start-up Mimycri näht kaputte Flüchtlingsboote zu stilvollen Taschen und Rucksäcken um. Der wichtigste Mitarbeiter im Team der jungen Gründerinnen kam selbst im Schlauchboot nach Europa.

Text von Anna Gyapjas
Fotos von Kathrin Harms

Im Circular House, einer Mehrzweckhalle in Berlin-Neukölln, scheint die Sonne durch die Fenster einer igluartigen Konstruktion. Absperrgitter bilden die Wände, weiße Planen isolieren sie. Am Boden inspiziert Khaldoun Alhoussain ein Stück Kunststoff, auf der Suche nach Schmutzresten, die er abwischen könnte. Der 34-jährige Schneider steht auf, legt die Plastikplane auf seine Arbeitsfläche und zeichnet eine Schablone nach. Dann setzt Alhoussain den Cutter an und durchtrennt mit einer präzisen Bewegung die graue Plane. Naht auftrennen und umändern, wie er es bis 2015 in Damaskus mit Kleidungsstücken aus Stoff getan hat, geht hier nicht. „Man muss sich richtig konzentrieren, um Qualität zu haben“, sagt er.

Schlauchboote, die Flüchtlinge in Griechenland an Land gebracht haben, verwandeln sich im Berliner Social Start-up Mimycri unter den Händen von Geflüchteten zu Rucksäcken, Bauchtaschen oder Messenger-Bags. Nora Azzaoui hat das Projekt mit ihrer Freundin Vera Günther vor gut zwei Jahren gegründet. Gerade bespricht sie mit Alhoussain die Details neuer Prototypen. „Wir unterhalten uns immer“, erzählt Alhoussain, der in Syrien auch Modedesign gelernt hat. „Nora respektiert meine Meinung und sagt ‚Ja, wie du willst‘, oder manchmal ‚Nein, ich finde es so besser‘.“

Neben Alhoussains Tisch erinnert ein Flyer an die letzte Kollektion, die Mimycri im vergangenen Mai präsentierte. Ihr Titel: „I am many“. Ich bin Viele. Eine Anspielung darauf, dass wir mehr als eine Identität haben, sagt Azzaoui. Und meint: Mehr als eine Frau, mehr als ein Geflüchteter. Diese Gleichzeitigkeit spiegelt sich auch im Geschäftsmodell. Einerseits ist Mimycri ein Verein, der über Nachhaltigkeit informiert und Alhoussain und seine zwei Kollegen ehrenamtlich im neuen Alltag begleitet. Andererseits kosten ihre Produkte Geld, ohne den Verkauf könnte Mimycri seine Mitarbeiter nicht bezahlen. Der wichtigste und einzige fest angestellte Mitarbeiter des Start-ups

ist Abid Ali. Der Pakistani kam vor über zwei Jahren selbst im Schlauchboot nach Europa und war unter den ersten, die sich bei Günther und Azzaoui meldeten, als diese Geflüchtete mit Schneidererfahrung suchten. Auch Khaldoun Alhoussain haben die Gründerinnen eine feste Stelle angeboten. Ihm ist momentan jedoch der Deutschunterricht wichtiger. Er kommt, wenn er neben seinem intensiven Unterricht und den Hausaufgaben Zeit findet und erhält dafür eine Pauschale. Eine weitere Mitarbeiterin aus dem Iran lehnte eine feste Stelle aus ähnlichen Gründen ab.

Vera Günther erzählt, dass Leute sie immer wieder fragen, ob Mimycri Upcycling sei oder Integration? „Wir wollen beides sein“, sagt Günther und lacht. Ihr hybrides Konzept macht Mimycri zu unkategorisierbaren Exoten, wenn es um klassische Fördermittel geht. Wenn wieder eine Absage eintrudelt, fragt sich Günther schon, für wen sie das eigentlich macht: „Wenn man so hart daran arbeitet, einen positiven Unterschied zu machen und es gar nicht anerkannt wird.“

Die Antwort findet sich im täglichen Miteinander. „Nora und Vera helfen mir, wenn ich etwas brauche oder verste-

Die beiden Frauen sehen keinen Müll in den kaputten Flüchtlingsbooten. Sie sehen Ressourcen.



Dass es um Upcycling geht ist leicht zu erkennen: Mimycri produziert Taschen in einer Mehrzweckhalle in Berlin-Neukölln



Vera Günther und Nora Azzaoui haben das Projekt vor zwei Jahren gegründet – gefördert durch den Deutschen Integrationspreis

Designer-Tasche oder ein Stück Zeitgeschichte? Es liegt im Auge des Betrachters.



Abid Ali ist der wichtigste Mitarbeiter des Start-up-Unternehmens und kam selbst im Schlauchboot aus Pakistan nach Europa

hen will“, erzählt Alhoussain. Bevor er zu Mimycri kam, arbeitete er in einer Gaststätte. „Hier ist es besser“, sagt er, „hier mache ich meinen Beruf. Und ich liebe meinen Beruf!“ Um sich kennenzulernen, sind die Gründerinnen auch auf außerberufliche Aktivitäten bedacht. „Wir machen Ausflüge, gehen ins Museum oder ins Theater“, berichtet Azzaoui. Zuletzt führte Alhoussain in einem syrischen Restaurant das Team in das Essen seiner Heimat ein: „Wir arbeiten hier wie Kollegen, aber sind wie Brüder“, sagt der syrische Schneider über seinen pakistanischen Kollegen Abid Ali.

Alles begann im Herbst 2015. Azzaoui und Günther, damals Ende zwanzig und befreundet seit ihrem politikwissenschaftlichen Studium, hörten vom Chaos, das Geflüchtete bei ihrer Ankunft in Griechenland erwartete. Sie wollten helfen und schlossen sich einem losen Freiwilligennetzwerk auf der Insel Chios an. Sie fuhren die Küste ab um Neuankommende zu finden, versorgten sie mit Trinkwasser und Kleidung, prüften den Gesundheitszustand und riefen den Bus, der sie zur Registrierung brachte. Günther, die sich bis dahin mit Umweltthemen befasst hatte, sagt heute: „Chios hat mein Leben verändert.“ Sie sei immer überzeugt gewesen, dass alle Menschen gleich seien, doch auf Chios sei dieses Wissen vom Hirn ins

„Wir sind wie Brüder“, sagt der syrische Schneider Khaldoun Alhoussain über seinen pakistanischen Kollegen Abid Ali.

Herz gewandert: „Wenn jemand nachts halb erfroren ankommt, zittert und weint oder lacht, ist man sich ganz schnell ganz nah. Dieses Gefühl der Verbundenheit wollte ich weitergeben. „Wir wollten etwas schaffen, was nachhaltiger ist als Wasserverteilen“, sagt Azzaoui. Ihr Blick fiel auf die funktionsuntüchtigen Schlauchboote. Mutwillig zerschissen, damit sie nicht zurückfahren konnten, lagen sie an den Stränden. Die beiden Frauen aber sahen keinen Müll. Sie sahen Ressourcen.

Zurück in Deutschland ließen sie ihre Idee gären. Anders ging es nicht, denn Günther arbeitete in Paris bei den Vereinten Nationen, Azzaoui beriet in Berlin Unternehmen, für ihre Jobs waren beide oft auf Reisen. Azzaoui erinnert sich noch an die Monate, in denen sie das Projekt nach Feierabend vorantrieben. „Eigentlich bin ich ein Fan davon, unterschiedliche Dinge zu tun“, sagt sie. „Bloß dürfen es nicht Hundert-Prozent-Dinge sein.“

Genau dieser Fall trat ein, als ihnen die Hertie-Stiftung Ende 2016 Förderung im Rahmen des Deutschen Integra-

tionspreis zusagte. Günther und Azzaoui lernten die Kniffe des Crowdfundings, setzten eine Kampagne auf und konkurrierten mit anderen Bewerbern um das Preisgeld, das den drei erfolgreichsten Projekten winkte. 15.000 Euro wollten die beiden Frauen sammeln. Der Druck stieg. Werkstatt finden, Prototypen entwickeln, Bestellungen abarbeiten, Lieferzeiten einhalten, es gab viel zu tun. Ein Designer sprang ab. Dann der zweite. „Wir mussten immer wieder bei null anfangen“, erzählt Azzaoui. Dank vieler helfender Hände hielten sie alle Termine ein. Am Ende waren mehr als 40.000 Euro Spenden eingegangen – und Mimycrì unter den ersten drei im Crowdfunding-Wettbewerb.

Im Sommer darauf kündigte Nora Azzaoui ihrem Arbeitgeber: Nun setzt sie den Wunsch, Geschäftsmodelle für Organisationen zu entwickeln, die sich mit gesellschaftlichen Themen beschäftigen, beim eigenen Start-up um. Seit Anfang 2018 widmet sich auch Vera Günther Mimycrì in Vollzeit. Die Freundinnen wollen den Schwerpunkt der Debatte um Migration und Flucht verschieben. Weg von Resignation

und Ratlosigkeit seitens der Einheimischen hin zur Frage, was kann ich für die Integration tun? „Wir laden die Leute ein, die Dinge anders zu sehen“, sagt Azzaoui. Designer-Tasche oder ein Stück Zeitgeschichte? Es liegt im Auge des Betrachters. Mimycrì Kunden berichten von Menschen, die ihre Tasche zunächst gar nicht anfassen mochten und von hitzigen Debatten, die sich am Material entzündeten. „Ist es ethisch und moralisch korrekt, dass Menschen diese Boote benutzen müssen?“, das sei die eigentliche Frage, sagt Günther. Azzaoui ergänzt: „Wenn die Leute wieder darüber reden, warum das alles passiert, ist unser Ziel erreicht.“ ●



Kathrin Harms ist freie Fotografin und Videojournalistin. Ihre Schwerpunkte sind Reportagen und Porträts zu aktuellen und sozialen Themen. Sie lebt in Berlin, aber ihre Aufträge führen sie in alle Welt. Ihre Auftraggeber sind überregionale Tageszeitungen und Magazine wie DIE ZEIT, GEOlino, DER SPIEGEL und chrismon sowie NGOs, Stiftungen und Unternehmen.

Khaloud Alhoussain ist Schneider und hat in Syrien auch Modedesign gelernt. Bei Mimycrì kann er seinen Beruf ausüben.





ZU KUNFT? IN DER HEIMAT!

Viele Menschen, die über die Mittelmeer-
route kommen, stammen aus Ghana.


Was treibt sie nach Europa? Und was würde
sie in ihrer Heimat halten?

Text und Fotos von Roland Brockmann

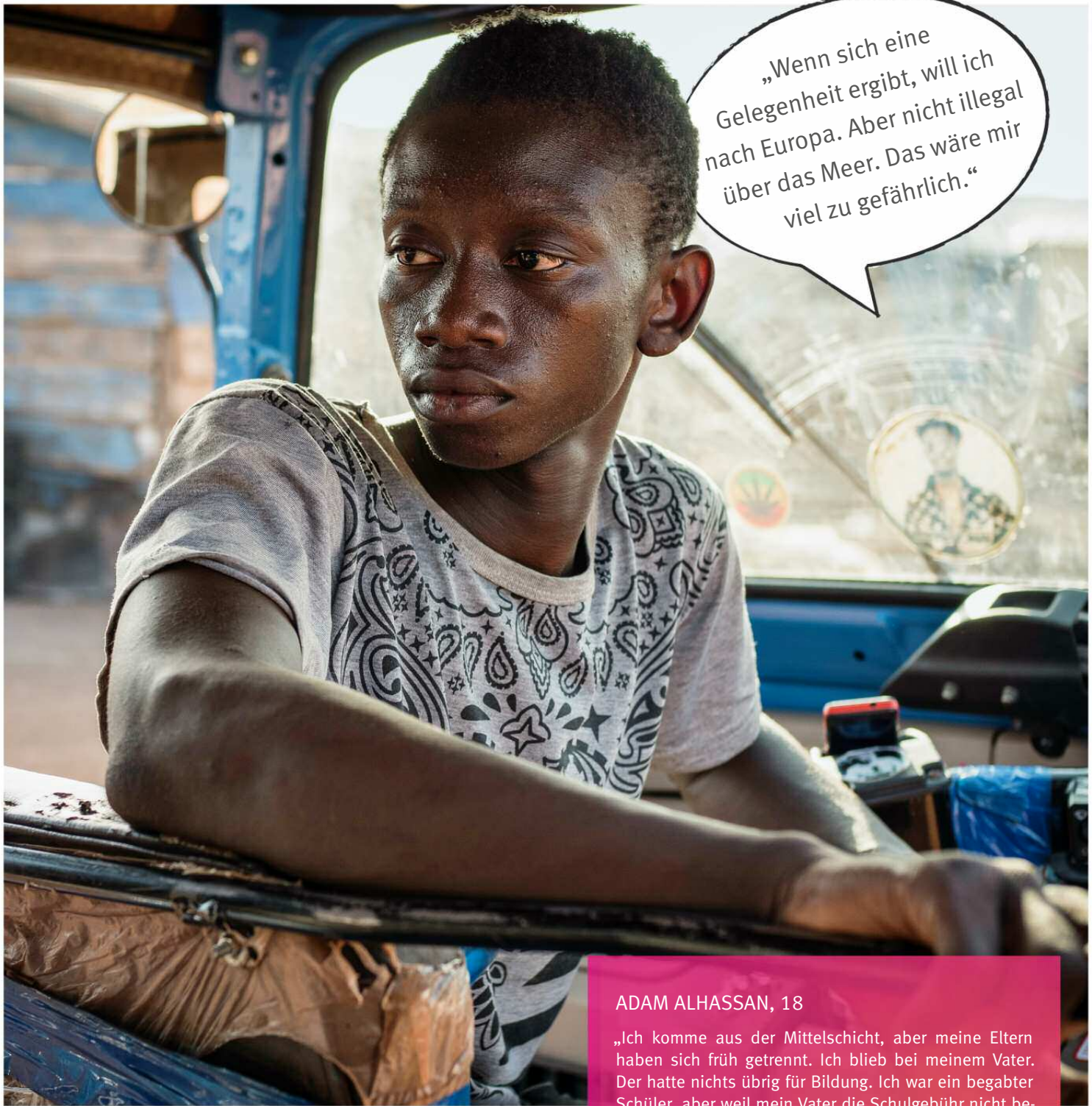
HUDU NIMATU (18)

„Ich will Designerin werden. Wir lernen das schon etwas in der Schule. Wir nähen T-Shirts, lange Kleider und andere Sachen. Leider gibt es nicht genug Nähmaschinen. Alle wollen sie benutzen, es ist schwierig, dran zu kommen. Seit ich 14 Jahre alt bin, wohne ich bei meiner Schwester und deren Mann. Meine Schwester ist Friseurin. Meine Mutter ist gestorben, und mein Vater hat eine andere Frau geheiratet. Mein Hobby ist Fußball, ich bin ein Fan von Real Madrid.

Ich weiß, dass viele Leute aus Tamale nach Europa wollen, obwohl ich persönlich niemanden kenne. Ich selbst habe noch nie darüber nachgedacht, nach Europa zu gehen. Vielleicht mal in den Ferien, um zu schauen, wie es dort ist. Aber dann würde ich wieder zurückkehren. Ich will hier etwas erreichen und helfen, Ghana zu entwickeln.“



„Wenn die Leute, die nach Europa gehen, es wirklich in Ghana versuchen würden, könnten sie es auch hier zu etwas bringen.“



„Wenn sich eine Gelegenheit ergibt, will ich nach Europa. Aber nicht illegal über das Meer. Das wäre mir viel zu gefährlich.“

ADAM ALHASSAN, 18

„Ich komme aus der Mittelschicht, aber meine Eltern haben sich früh getrennt. Ich blieb bei meinem Vater. Der hatte nichts übrig für Bildung. Ich war ein begabter Schüler, aber weil mein Vater die Schulgebühr nicht bezahlte, musste ich von der Schule abgehen, obwohl sich die Lehrer für mich eingesetzt haben. Ich bin noch immer enttäuscht deshalb, denn es hat meinem Leben viele Chancen genommen.

Jetzt bin ich 18, seit zwei Jahren fahre ich jetzt ein Tuk-Tuk. Einen Führerschein braucht man dafür nicht. Ich finde den Job cool, der Fahrtwind, die Freiheit. Aber man verdient viel zu wenig. Ich fahre meist zwei Schichten, also auch nachts. Wenn nichts los ist, schlafe ich auf der Rückbank vom Tuk-Tuk.“



AWAL SULEMANA, 21

„Ich habe es zuerst in Accra versucht, Ghanas größte Stadt. Da schlug ich mich mit Müllsammeln durch. Es war schlimmer als zu Hause auf dem Land, denn dort gab es wenigstens genug zu Essen. In Accra traf ich aber auch Aminu Munkaila. Er hat mir diese Ausbildungsstelle zum Schweißer verschafft. In Ghana muss man für eine Lehrstelle bezahlen. Das hätte ich mir nie leisten können. Dank der Unterstützung von AFDOM habe ich jetzt genug zum Essen und ein kleines Zimmer, vor allem aber: eine Zukunftsperspektive.“



Dreimal fast ertrunken

Aminu Munkaila hat bewegte Jahre hinter sich: Mehrmals hat der Ghanaer sein Leben aufs Spiel gesetzt, um durch die Sa-

hara, über Libyen und das Mittelmeer nach Europa zu gelangen. Sein Transportmittel im Mittelmeer: Ein Schlauchboot. Seine Hoffnung: Ein Medizinstudium in Europa. Dreimal wäre Aminu Munkaila fast ertrunken. Dreimal wurde er wieder nach Ghana zurückgeschickt. Nach seinen traumatischen Erfahrungen hat es sich Aminu Munkaila zur Aufgabe gemacht, Jugendliche und junge Erwachsene über die Gefahren illegaler internationaler Migration aufzuklären. Migrantinnen und Migranten, die nach Ghana zurückgekehrt sind, unterstützt die von Munkaila gegründete und von MISEREOR geförderte Organisation „African Development Organisation for Migration“ (AFDOM) bei der Wiedereingliederung.

„Wenn ich erst meine eigene Werkstatt habe, werde ich andere ausbilden – ohne dafür Geld zu nehmen.“



Roland Brockmann lebt in Berlin als unabhängiger Journalist und Reporter. Von 2006 bis 2007 war er als freier Korrespondent in Nairobi tätig. Seine Veröffentlichungen findet man in Zeitungen von FAZ bis SZ und Magazinen wie FOCUS. Sein Themenspektrum reicht von Afrika, Literatur und modernem Leben bis zu Reisen und Reportagen.



#MeinThema

Isha Chitney, 23

Fotografin und Campaignerin aus Mumbai:

Foto: privat

„Frauen sind kein Freiwild“

Frauen erleben Indien als einen sehr patriarchalischen Ort, voller sonderbarer und sexistischer Vorstellungen, wenn es um etwas so Natürliches wie die Menstruation oder auch um etwas so Unethisches wie die Mitgift geht. Zusammen mit Mitstreitern versuche ich, diese überkommenen Vorstellungen zu hinterfragen. Auch deswegen, weil meine Familie und ich nicht in diesen Rahmen passen: Ich wurde von meiner Mutter, geschieden und alleinerziehend, großgezogen. Bin mit ihr durchs Land und durchs Leben gereist und habe früh am eigenen Leibe erfahren müssen, wie Frauen in Indien behandelt werden.

Mir ist es wichtig, dass ich meinen Alltag nach eigenen Vorstellungen leben kann und dabei nicht ständig Belästigungen ertragen muss. Doch das ist nicht einfach. Sobald Frauen in Indien sich entschließen, auch ein öffentliches Leben zu führen, werden sie zu Freiwild erklärt für Grapscher, notorische Verbal-Belästiger und Nachpfeifer. Dann erwarten uns anstößige Bemerkungen, herabwürdigende Anmachen, eindeutig-zweideutige Botschaften oder auch sogenanntes Eve-Teasing: eine beschönigende Umschrei-

bung für sexuelle Belästigung von Frauen in der Öffentlichkeit. Das Bewusstsein dafür hat in den letzten Jahren zugenommen, insbesondere durch die #MeToo-Bewegung. Aber die Vorstellung von Gleichberechtigung für Frauen ist in weiten Teilen des Landes noch immer fremd.

Als junge Frau fühle ich mich verantwortlich, die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Kämpfe von Frauen und auf ihre Erfolge zu lenken. Die wichtigste Möglichkeit dazu ist mein Smartphone: Filmaufnahmen, die ich im Bahnhof von Mumbai von einem sexuellen Belästiger machte, führten zu seiner Verhaftung – nachdem ich über die sozialen Medien und Online-Artikel die untätige Polizei unter Druck gesetzt hatte. Ein weiteres Mittel in diesem Kampf ist ein jährlicher Frauen-Marathon, den ich mitorganisiere. Er bietet eine passende Plattform, um auf Diskriminierung aufmerksam zu machen. Außerdem schreibe ich in Blogs, für Online-Zeitungen und in sozialen Netzwerken die Geschichten von Frauen auf, die erzählen, wie unsere patriarchale Gesellschaft ihr Leben beeinträchtigt. ●

Protokoll: Tobias Bader



Foto: privat

#MeinThema

Karine Coutinho de Jesus, 25

angehende Ingenieurin aus Rio de Janeiro:

„In Favelas gibt es keinen Aufstieg“

In den Favelas, den Armenvierteln von Rio de Janeiro, fangen die Probleme meist schon auf den öffentlichen Schulen an: Für einige Fächer fehlen Lehrer, immer wieder fällt Unterricht aus oder es fehlt an Transportmitteln, um überhaupt zur Schule zu gelangen. Wer arm und schwarz ist, hat zwar die Schule absolviert, aber vielleicht noch nie etwas von Physik gehört. Der Sprung von der Schule auf eine Universität ist eine große Hürde. Deshalb habe ich mich mit einigen Studenten zusammengetan, wir bieten Nachhilfekurse für die Kinder in unserem Stadtviertel an: Um sie gezielt auf die obligatorische Aufnahmeprüfung an öffentlichen Universitäten vorzubereiten.

Das größte Problem dabei ist fehlendes Selbstbewusstsein. Die Jugendlichen sind intelligent und auch fleißig. Aber sie glauben, dass sie es nicht schaffen werden. Sie vergleichen sich mit den Schülern von den zahlreichen privaten Schulen, wo kaum Unterricht ausfällt und genug Geld da ist, um gute Lehrer zu bezahlen. Sie leiden unter dem Stigma, dass Bildung, für die nicht bezahlt wird, improvisiert und unzureichend ist.

Um ihr Selbstvertrauen zu stärken, erzähle ich ihnen meine eigene Geschichte. Ich bin auch auf eine öffentliche Schule gegangen, musste mich durchbeißen und gegen Vorurteile kämpfen. Meine Mutter ist Putzfrau und mein Vater Bauarbeiter, der weder lesen noch schreiben kann. In dieser Welt gibt es keine Universitäten, keinen Aufstieg. Wir müssen uns erst einmal bewusst machen, dass wir die gleichen Rechte wie Privatschüler haben.

Ich bin ein Beispiel dafür, dass es zu schaffen ist. Einen Studienplatz ergatterte ich aber nur aufgrund der Quote für Afrobrasilianer. Mir haben viele im Stadtviertel geholfen, jetzt will ich etwas zurückgeben, die Jüngeren unterstützen. Ehrenamtlich unterrichte ich Physik, eine Naturwissenschaft, die bei vielen Schülern geradezu Angst auslöst. Manchmal beginne ich den Unterricht mit Meditation, mit Hilfe eines Handyprogramms, um die Anspannung zu lösen. Mich macht die Arbeit glücklich. Das liegt auch an meinem Erfolg: Im Schnitt schafft jeder Dritte unserer Schüler die Aufnahmeprüfung. ●

Protokoll: Andreas Behn

#MeinThema



Joshua Musau, 37

Besitzer eines Elektronikladens in Kibera,
einem der größten Slums in Nairobi:

Foto: privat

„Wir haben ein Recht auf sichere Häuser“

Ich komme gerade von einer Demonstration vor mehreren Regierungsämtern. Wir haben friedlich gegen Zwangsräumungen protestiert. Die Regierung will Platz für eine Verbindungsstraße zwischen zwei Hauptverkehrsadern der Stadt schaffen. Die Forderung, dass die Menschen hier in Kibera das Recht haben, in menschenwürdigen Häusern zu leben, ist mein großes Anliegen.

In Kibera gibt es nur wenige feste Häuser für die etwa 600.000 Einwohner. Die meisten sind improvisierte Lehmbauten mit Blechdächern. Die Lebensbedingungen in Kibera sind schwierig. Es fehlen Sanitäreanlagen, es gibt kein funktionierendes Abwassersystem, der Fluss gleicht einer stinkenden Kloake. An vielen Ecken schwelt brennender Müll. Wir haben Probleme mit Krankheiten wie Malaria oder Typhus. Nachts machen kriminelle Gangs Kibera noch immer gefährlich. Wieso ich mich engagiere? Weil ich 2005 zum ersten Mal selbst erlebt habe, wie brutal und gnadenlos solche Zwangsräumungen sind. Damals wurden wir aus unseren kleinen Ladenlokalen entlang der Eisenbahnlinie vertrieben. Diese hatten wir von einem Area Chief erworben.

Ich erinnere mich noch an eine Begegnung mit einem Mann namens Bokelo und anderen Vertretern des Pamoja Trust. Die gemeinnützige Organisation setzt sich in Kenia für demokratische Prozesse ein. Sie haben uns geraten, uns zusammenzutun, damit wir der Regierung gegenüber mit einer Stimme auftreten und Druck machen können.

2010 begann die kenianische Eisenbahn dann Häuser zu bauen, damit die Slumbewohner nicht mehr das Gelände unmittelbar entlang der Eisenbahn besetzen. Ich war damals schon gewählter Vertreter meines Bürgervereins Soweto. Pamoja Trust leitete die Registrierung der Menschen, die vorübergehend umgesiedelt werden sollten, um Platz für den Bau solider, dauerhafter Gebäude zu schaffen. Ich habe damals bei der Erfassung als Freiwilliger für Pamoja Trust gearbeitet und wir mussten die Leute erst einmal aufklären, weil es viele Zweifel gab. Irgendwann wurden die Häuser tatsächlich gebaut. Heute bin ich sehr glücklich, das Ergebnis unseres langen Kampfes zu sehen. Wir zahlen 1.000 Kenia-Schilling im Jahr und die Häuser sind sicher. ●

Übersetzung von Barbara Kochhan

RICHTIG GUTES TUN

WIE GEHT DAS?

Dass ein Lebensstil, bei dem nur an sich gedacht wird, angesichts der globalen Entwicklungen Klimawandel, Terror, Hunger, Armut und Flucht nicht das letzte Wort sein kann, ist **Joshua Ackermann** (links im Bild) und **Jonas Vollmer** (rechts) schon länger klar. Wie man richtig Gutes tut, beschäftigt beide. Sie haben unterschiedliche Antworten darauf gefunden.

Text: Heike Baier



„Helfen macht mich optimistisch. Wer Gutes tut, kann auch sich selbst Mut machen.“

Joshua Ackermann schiebt einen Zeitungsausschnitt über den Tisch und zeigt auf ein Foto: Zwei Kinder halten darauf engelsgleich eine selbst gebastelte Sparbüchse in die Kamera, Joshua ist eines davon und schielt verschmitzt zur Seite. Im Kindergarten hatten sie fast zwei Monate lang gespart, um die klappernden Papierdosen dann beim Weihnachtsgottesdienst in die Krippe zu legen. Heute

ist Joshua 22 Jahre alt und studiert Sport im fünften Semester. Er ist ein normaler, netter Student, nur in einer Beziehung unterscheidet er sich von all seinen Freunden: Er ist ein „10-Prozent-Spender“. Seit seiner Zeit im Kindergarten spendet er zehn Prozent seiner Einkünfte. Früher von seinem Taschen- oder Konfirmationsgeld, heute von dem, was er sich neben dem Studi-

um mit Tennisunterricht und als DJ dazuverdient. Er meint: „Jeder kann etwas dafür tun, dass es Menschen anderswo in der Welt besser geht.“

Joshua hat seinen Gerechtigkeitssinn zu Hause entwickelt. Seine Eltern sind Pastoren, seine Mutter Bea Ackermann repräsentiert seit langer Zeit die „Zehn-Prozent-Aktion“, eine lokale Spendeninitiative des Evangelischen Dekanats Wiesbaden mit besonderer Geschichte: Sie begann vor 50 Jahren, als ein Geschäftsmann aus dem Rhein-Main-Gebiet die Idee hatte, zehn Prozent seines Gewinnes für Selbsthilfeprojekte rund um den Globus zu spenden. Anonym und unter der Bedingung, dass sich zehn weitere Menschen be-

„Wenn ich in 50 Jahren auf mein Leben zurückschaue, möchte ich sagen können, ich habe nicht nur über die moralischen Katastrophen diskutiert, sondern etwas dagegen getan.“

reit erklären, ihren „Zehnten“ abzugeben. Die Aktion wird ein Erfolg und „Mister-10-Prozent“, wie er sich fortan nennt, verlängert sein Angebot seither jeweils um ein Jahr. Dabei versucht er, jedes Mal mehr Mitstreiter zu animieren: Zum Jubiläum in diesem Jahr hat er die Rekordsumme von 50.000 Euro ausgelobt – vorausgesetzt, es finden sich 450 weitere Spender.

Joshua wächst in diese Aktion hinein. Er hört zu, wenn seine Mutter im Kindergottesdienst davon erzählt oder wenn sich das Entscheidungsgremium zum Sommergrillen auf ihrer Terrasse trifft. „Es war selbstverständlich, Teil davon zu sein. Natürlich habe ich, als ich jünger war, schon überlegt, mir statt zu spenden ein ferngesteuertes Auto mehr zu kaufen.“ Aber wenn er sah, wem mit dem Geld geholfen wurde und was er damit bewirken konnte, dann habe ihn das „stolz gemacht.“ Dass er nicht Teil einer anonymen Spendermenge sei, sondern einer von etwa 450 Spendern, die gemeinsam „den Jackpot knacken“, spornt ihn zu-

reut erklären, ihren „Zehnten“ abzugeben. Die Aktion wird ein Erfolg und „Mister-10-Prozent“, wie er sich fortan nennt, verlängert sein Angebot seither jeweils um ein Jahr. Dabei versucht er, jedes Mal mehr Mitstreiter zu animieren: Zum Jubiläum in diesem Jahr hat er die Rekordsumme von 50.000 Euro ausgelobt – vorausgesetzt, es finden sich 450 weitere Spender.

Foto: Kopp/MISEREREOR

Die Zehn-Prozent-Aktion leitet regelmäßig einen Teil ihrer Spenden an MISEREREOR weiter, etwa für Bildungsprojekte in Indien



Schenke ich bettelnden Menschen ein paar Münzen? Wer braucht mein Geld am nötigsten? Gibt es richtiges oder falsches Verhalten?

sätzlich an. „Ich brauche den persönlichen Kontakt und das familiäre Gefühl. Ich spende lieber dorthin, wo ich die Leute kenne.“ Kennt er auch den mysteriösen Mister X? Joshua grinst. „Ich habe einen Verdacht.“ Und verrät: Hinter „Mister X“ verberge sich bereits der zweite Großspender und derzeit werde wieder ein Nachfolger gesucht. Wie den großen Wohltäter motiviert auch Joshua sein christlicher Glaube. „Darauf zu vertrauen, dass man etwas verändern kann, ist Teil meiner Lebensphilosophie.“ Auch im Alltag versuche er, für andere da zu sein: „Helfen macht optimistisch. Wer Gutes tut, kann sich auch selbst Mut machen.“

Von den Effektiven Altruisten hat Joshua noch nie gehört, auch wenn sie vielleicht schon an seiner Uni zu einem Vortrag eingeladen haben. Die internationale Bewegung, 2009 in Oxford entstanden, wirbt derzeit vor allem unter Studenten und Berufsanfängern erfolgreich um neue Mitglieder. An die 2.000 sind es inzwischen in Deutschland, die meisten von ihnen haben sich verpflichtet, regelmäßig zehn Prozent ihres Einkommens zu spenden, ähnlich wie Joshua. Manche geben sogar bis zu 50 Prozent. Die Effektiven Altruisten grenzen sich von anderen Spendern durch ihren radikal rationalen Ansatz ab: Es gehe nicht darum, das Leid zu lindern, das sich zufällig gerade vor den eigenen Augen abspiele

„Darauf zu vertrauen, dass man etwas ausrichten und verändern kann, selbst wenn es zunächst schwierig erscheint, ist ein Teil meiner Lebensphilosophie.“



Foto: dpa picture-alliance

oder durch schockierende Bilder am meisten anrühre, sagen sie. Zweck sei auch nicht, dass der Spender sich gut fühle. Die Effektiven Altruisten wollen ihr Budget vielmehr dort einsetzen, wo sich das Gute am Wirksamsten entfalten

kann. Um diesen größtmöglichen „Impact“ zu errechnen, stützen sie sich auf empirische Forschung und Empfehlungen von Hilfswerk-Evaluatoren wie „Give well“. Ein überzeugter „EA“ gibt also nichts für Obdachlose in Deutschland, wenn er mit der gleichen Summe in Afrika einem Vielfachen an Menschen helfen kann. Statt für eine HIV-Behandlung spendet er für Malaria-Netze, weil er dadurch mit einem Bruchteil des Einsatzes das gleiche Resultat erzielt.

Jonas Vollmer ist das Gesicht der deutschen Bewegung, schon die Vita des 27-jährigen Schweizers beeindruckt durch ihre Effizienz: Das Medizin-Studium brach er nach dem Bachelor ab, denn er rechnete aus, dass er mit der Gründung der Effektiven Altruisten in Deutschland und der Schweiz mehr Leben retten können als während einer Laufbahn als Arzt. Schon als Chef seiner Schülerzeitung hinterfragte er die Welt und gründete das erste Schülerradio der Schweiz. Im Gespräch dagegen wirkt Vollmer leise, nachdenklich, beinahe schüchtern, nicht wie der forsche Turbo-Karrierist, den man erwartet hätte. Als Student beobachtete er, dass Mediziner lieber die Forschung anzweifeln als ihr Verhalten zu ändern, etwa wenn es neue Studien über Behandlungsmethoden gab. Damals formulierte er den Anspruch an sich, bei neuen Daten sein Handeln konsequent anzupassen. Vor einigen Jahren wurde er nach einem Vortrag über Fleischproduktion Veganer, noch am selben Abend. Gegen die großen Probleme der Welt etwas auszurichten treibt auch ihn zutiefst an, man spürt es. „Wenn ich in 50 Jahren auf mein Leben zurückschaue, möchte ich sagen können, ich habe nicht nur über die moralischen Ka-



Wolfgang Lippert verkauft Lose auf einer Charity-Gala in Leipzig. Ist die charmante Offensive eines Prominenten erfolgreich?

Foto: dpa picture-alliance

Leuten aus quantitativen Fachrichtungen wie Mathematik, Soziologie oder Informatik gut an. Der typische Effektive Altruist ist zwischen 20 und Mitte 30, häufig männlich und Hochschulabsolvent. Aber auch ihre Spender

tastrophen diskutiert, sondern etwas dagegen getan.“ Jonas Vollmer spendet zwischen zehn und 20 Prozent seines Gehaltes für effektive Projekte. Er lebt bescheiden, seinen Luxus sieht er darin, eine „spannende Arbeit zu machen und dabei Gutes zu tun. Für mich ist das erfüllend. Mehr brauche ich nicht.“ So wie er denken viele aus dem Kern der

Bewegung. Vor allem junge Menschen auf der Suche sehen in der Idee des Effektiven Altruismus ein attraktives Sinn-Angebot. „Die politische Linke hat es versäumt, jungen Leuten, die sich engagieren wollen, überzeugende Handlungsangebote zu machen“, meint Stefan Torges zum Erfolg der EA unter Studenten. Torges ist in der Stiftung für die Beratung der Spender zu-

ständig. Er und seine Kollegen gehen an die Unis, um Studenten dabei zu helfen, einen „besonders wirkungsvollen Karriereweg einzuschlagen“, bevor sie sich an Familie, Haus oder andere Verpflichtungen binden. „Studenten nehmen unsere Bewegung sehr ernst, einige ändern ihre Berufswahl.“ Sie schlagen dann zum Beispiel einen Weg mit mehr Einfluss oder höherem Verdienst ein. Denn wer viel verdient, kann auch viel spenden.

Die Idee, Nächstenliebe an Effizienz zu koppeln, um die eigene Hilfe rational zu priorisieren, kommt vor allem bei

seien „von tiefem Mitgefühl für Menschen im Globalen Süden oder vom Leid von Tieren angetrieben“, sagt Torges. „Das kommt manchmal ein bisschen zu kurz.“ Torges spielt auf die Kritik der Kaltherzigkeit an, die den Effektiven Altruisten bisweilen entgegenschlägt. Der Freiburger Theologe Eberhard Schockenhoff hält ihnen vor, es sei eine „abstrakte Annahme“, dass menschliche Beziehungen bedeutungslos für die Unterstützung seien; die Berliner Caritas-Direktorin Ulrike Kosta beklagte mit Blick auf die EA den „Leistungsdruck beim Helfen.“

Joshua Ackermann, der 10-Prozent-Spender, kennt Zweifel an der Effizienz seiner Spende durchaus: Einmal haben sie die „Lilienkicker“ in Wiesbaden unterstützt. Sie bieten Obdachlosen zwei Mal pro Woche ein Fußballtraining an unter der Bedingung, dass sie nüchtern und pünktlich kommen. „Ich dachte, das bringt doch nichts, die trinken hinterher sowieso.“ Als er eines Nachmittags die Lebensgeschichten der obdachlosen Kicker hörte und sah, wie manche durch das Mannschaftsgefühl und die festen Strukturen auflebten, änderte er seine Meinung. Er findet: „Eine Formel fürs perfekte Helfen gibt es nicht.“ ●

Die Effektiven Altruisten wollen ihr Budget dort einsetzen, wo sich das Gute am Wirksamsten entfalten kann



Heike Baier lebt in Frankfurt und schreibt häufig über Themen aus Gesellschaft und Ökologie. Sie ist 1966 geboren und zählt sich selbst eigentlich zu einer besonders engagierten und politischen Generation. Nach der Recherche zu dem Text über junge Spender musste sie einsehen: Es wird Zeit, diesen Dünkel einzumotten.



Es ist ein Tag für Stolz und Schande, es ist der „Tag der Menschenrechte“: Das Europäische Parlament verleiht den Sacharow-Preis, die Organisation Reporter ohne Grenzen verleiht ihren Menschenrechtspreis, das norwegische Nobelkomitee überreicht den Friedensnobelpreis. Es ist ein Tag zum Innehalten, es ist ein Tag zum Feiern und es ist ein Tag zum Weinen. Es ist der Jahrestag: Vor 70 Jahren, am 10. Dezember 1948, verkündete die Generalversammlung der Vereinten Nationen in Paris die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte. Wir feiern diese Erklärung, wir feiern die Jubilarin, weil sie etwas geleistet hat, weil sie Ansehen genießt, weil man mit Respekt von ihr redet.

Die Papierform der Menschenrechte ist vorzüglich. Diese Allgemeine Erklärung der Menschenrechte ist der Stammbaum für ein ganzes System von Konventionen, die verbindliche Rechte und Pflichten formulieren. Die Menschenrechte stehen in fast allen Verfassungen, sie finden sich in fast jeder staatsmännischen Rede, sie gehören zum Völkergewohnheitsrecht. Die Pakte und Konventionen kann man aufeinandertürmen zu einer Weihnachtspyramide. Das ist Anlass zum Stolz.

Die Realität ist eine Schande. Jeder Jahresbericht vom Amnesty International liest sich wie eine Todesanzeige für die Menschenrechte: Vergewalti-

Von Heribert Prantl
Illustration von Kat Menschik

gung, Mord, Rechtlosigkeit und erschlagnene Freiheit auf Hunderten von Seiten. Und in fast allen Nachrichten hört und liest man das SOS. Aber es ist so, als seien die Ohren taub geworden für die Hilferufe aus Syrien oder Jemen oder Afghanistan.

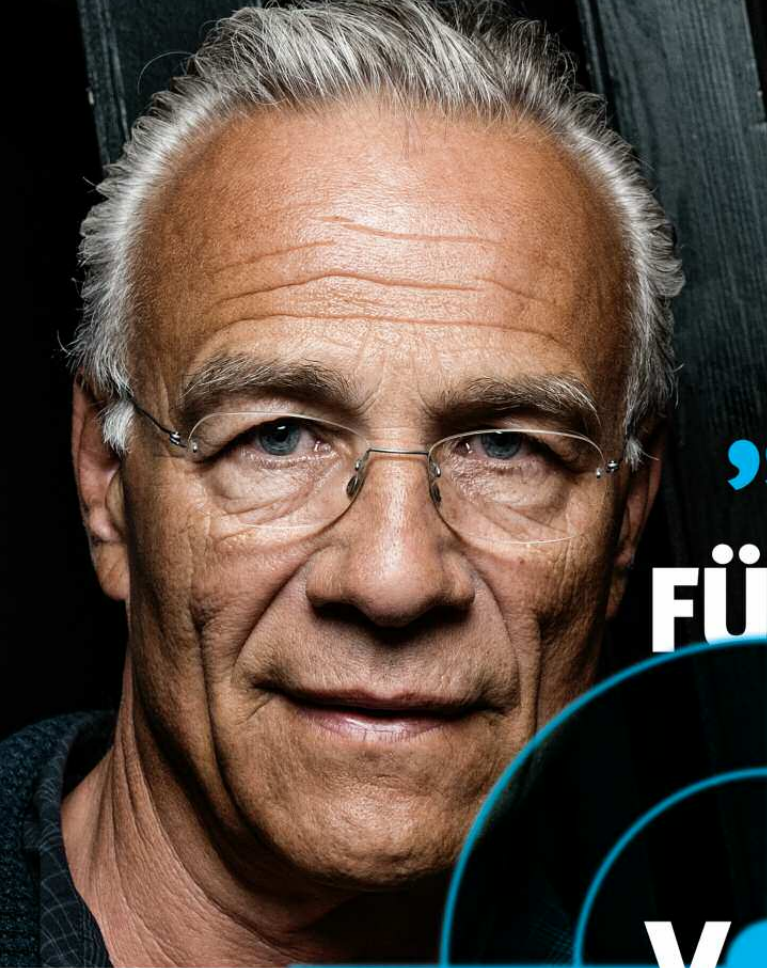
Um die Menschenrechte steht es so schlecht wie lange nicht – und mit der Vorbildrolle der USA ist es schon lange vorbei. Die Menschenrechte sind Opfer geworden, erst im „Kampf gegen den Terror“; dann wurden sie Opfer der Tiraden von Donald Trump. Die Menschenrechte sind oft nicht einmal mehr Sand im Getriebe der Mächtigen. Die Sprache der Politik ist gemein geworden und bösartig: Die Flüchtlinge gelten als Teil einer bedrohlichen Masse; von „Menschenfleisch“ hat der italienische Innenminister Matteo Salvini von der rechtsextremen Partei Lega Nord verächtlich gesprochen. Das ist die Sprache des Unmenschen; die Unmenschlichkeit beginnt mit solcher Sprache. Diese Unmenschlichkeit greift um sich.

„Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren. Sie sind mit Vernunft und Gewissen begabt und sollen einander im Geist der Brüderlichkeit begeben.“ So heißt es

im Artikel 1 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte. Schon lange hat man diese Worte nicht mehr so zaghaft und so sehnsüchtig gelesen. Der Geist der Brüderlichkeit – hat Donald Trump ihn eingesperrt und eingemauert? Der Glaube an den Fortschritt der Aufklärung ist erschüttert; er hat tiefe Risse. Das Jubiläumsgefühl 2018 ist daher nicht wohligh, sondern bang; man sitzt in der Zeit der Herbststürme nicht gemütlich am Kamin; es gibt auch in Deutschland, angesichts eines flagranten Rassismus, das Gefühl, dass einem fröstelt. Das vermeintlich Sichere ist nicht mehr sicher.

Wie groß ist die Kraft der Hoffnung? Diese Kraft hat vor 70 Jahren die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte geschrieben; sie hat, zur gleichen Zeit, das deutsche Grundgesetz geschrieben. Von der Hoffnung von damals kann man heute wieder einiges brauchen.

Rechtsstaatlichkeit, Grundrechtsbewusstsein, die Achtung von Minderheiten und der Respekt für Andersdenkende sind nicht vom Himmel gefallen und dann für immer da. Das alles muss man lernen, immer und immer wieder. Dafür muss man streiten, immer und immer wieder. Man muss die Erklärung der Menschenrechte als Mahnung und als Auftrag lesen. Schon lang war diese Mahnung nicht mehr so laut wie am Ende des Jahres 2018. ●



„wir machen
uns weltweit
FÜR DIE RECHTE

**VON KINDERN
STARK**“



Vor 21 Jahren gründeten die Tatort-Kommissare **Dietmar Bär** und **Klaus J. Behrendt** gemeinsam den Verein „Tatort – Straßen der Welt“. Der Verein unterstützt unter anderem die Arbeit des MISEREOR-Partners Preda, eine Kinderrechtsorganisation auf den Philippinen. In Berlin trafen die Schauspieler Lino Cañete, der – unterstützt vom Tatort-Verein und MISEREOR – drei Jahre lang als Entwicklungshelfer bei Preda arbeitete. Ein Gespräch über Menschenrechte, Engagement und Chancengleichheit.

Das Interview führte Daniela Singhal | Fotos von Klaus Mellenthin

➤ **Herr Bär, Herr Behrendt, Sie haben den Tatort-Verein 1998 nach den Dreharbeiten für den Tatort „Manila“ gegründet. Welche Erfahrungen waren dafür ausschlaggebend?**

Dietmar Bär: Es war der erste Tatort, der in Übersee gedreht wurde. Klaus und ich waren beide zum ersten Mal in Asien. Man kann sagen, dass wir damals ziemlich naiv nach Manila gereist sind. Und dann wurden wir mit diesem Elend konfrontiert, der extremen Armut, dem Leben in den Slums. Das hat unser gesamtes Team sehr berührt und dazu geführt, dass wir den Verein gegründet haben.

Klaus J. Behrendt: Bei den Dreharbeiten haben wir den irischen Pater Shay Cullen und seine Organisation Preda kennengelernt. Er setzt sich seit 40 Jahren für die Menschenrechte und vor allem gegen den Sextourismus auf den Philippinen ein. Unter großer persönlicher Gefahr recherchiert er im Rotlichtmilieu, entlarvt Kinderhändler und kämpft gegen die korrupten lokalen Behörden. Ein unglaublich mutiger Mann, der uns ziemlich beeindruckt hat.

Lino Cañete: Pater Shay Cullen und sein Team bekommen regelmäßig Drohungen per E-Mail und Telefon. Immer wieder werden Klagen gegen ihn und

die Mitarbeiter von Preda eingereicht. Als ich noch bei Preda gearbeitet habe, wurde ich auch, zusammen mit dem Management-Team von Preda, wegen Verleumdung angeklagt. Und es gab verschiedene Rufmordkampagnen gegen Pater Shay und Preda. Das Team lässt sich aber nicht einschüchtern und macht die Arbeit zum Schutz der Kinderrechte weiter.

➤ **Preda setzt sich unter anderem für Kinder ein, die im Gefängnis sitzen. Als Sie zuletzt auf den Philippinen waren, haben Sie verschiedene Gefängnisse besichtigt.**

Behrendt: Wir waren in fünf verschiedenen Gefängnissen. Getarnt als medizinisches Team und mit versteckter Kamera. Das, was wir dort zu sehen bekommen haben, hat uns schockiert. Ein Junge sitzt neben dem anderen, sie sind eingepfercht wie die Hühner. Alle tragen nur Unterhosen. Und wenn einer die Krätze hat, dann stecken sich die anderen direkt an.

Bär: Die hygienischen Zustände sind grauenvoll. Das kann man sich gar nicht vorstellen, wenn man es nicht mit eigenen Augen gesehen hat. Das sind Kinder, die zum Teil wegen Bagatelldelikten im Gefängnis sitzen. Sie werden grundlos kriminalisiert.

Cañete: Aktuell sitzen rund 40.000 Kinder und Jugendliche in Metro Manila im Gefängnis. Es gibt seit 2006 ein Jugendstrafgesetz, das die Strafmündigkeit auf 15 Jahre festgesetzt hat. Philippinische Jugendliche mit 15 Jahren und jünger dürfen eigentlich nicht verhaftet werden, egal was sie gemacht haben. Aber dieses Gesetz wird einfach umgangen. Die Kinder werden zum Beispiel verhaftet, wenn sie sich nach Ablauf der Sperrstunde auf der Straße befinden. Oder beim Schnüffeln von Klebstoff erwischt werden. Die Polizei bringt sie dann einfach ins Gefängnis, ohne die Eltern zu kontaktieren. Meistens sind die Verwandten mit der Situation überfordert, weil sie mit einem übermächtigen Polizeiapparat und korrupten Behörden konfrontiert sind. Vor Kurzem wurde per Gesetzesentwurf versucht, die Strafmündigkeit von 15 Jahren auf neun Jahre herabzusetzen. Dank des unermüdligen Engagements der Kinderrechtler aus der Zivilgesellschaft konnte dies verhindert werden.

➤ **Wie haben Sie sich beim Anblick dieser Situation gefühlt?**

Behrendt: Richtig wütend und hilflos. Man würde die Kinder ja am liebsten alle sofort aus dieser Situation befreien. Aber das geht natürlich nicht.

Bär: Aber wir machen das, was wir eben machen können. Wir erzählen immer wieder von den unglaublichen Zuständen und sammeln Gelder für die so wichtige Arbeit von Shay Cullen und seinem Team. Ich bin froh und dankbar, dass uns unsere Prominenz dabei hilft.

► **Auf welche Erfolge im Verlauf ihrer Vereinsgeschichte sind Sie besonders stolz?**

Behrendt: Mit der Hilfe des Tatort-Vereins konnte Preda verschiedene Häuser bauen, in denen sexuell traumatisierte Mädchen und Jungen aus dem Gefängnis ein Zuhause finden. Sie bekommen eine Schulausbildung und werden therapeutisch begleitet. Außerdem haben wir die Gefängniskinder-Kampagne unterstützt.

Cañete: Es ging um die Verabschiedung des Jugendstrafgesetzes in den Philippinen. Es gab dazu von Preda initiierte CNN-Berichte aus den Gefängnissen und Interviews mit den Behörden. Wenige Wochen nach der Ausstrahlung wurde das neue Ge-

setz aufgrund des internationalen Drucks verabschiedet. Das war ein großer Erfolg! Dennoch bestand die Herausforderung darin, das Gesetz mit entsprechenden Mitteln umzusetzen.

Bär: Wir konnten bei einem Besuch auf den Philippinen wirklich hautnah miterleben, wie Shay Cullen sich im Stadtrat mit Schwert und Lanze für die Gefängniskinder einsetzt. Über all die Jahre haben wir eine Beziehung zueinander entwickelt. All das wäre ohne unser tolles Team nicht denkbar. Und nicht ohne die zahlreichen Unterstützer, die wir in Deutschland haben. Zum Beispiel auch MISEREOR.

► **Gibt es auch Dinge, die nicht so gut gelaufen sind?**

Bär: Wir mussten uns natürlich erstmal an das Klinkenputzen für Spenden gewöhnen. Unsere Popularität hat uns dabei geholfen. Irgendwann mussten wir uns dann die Frage stellen: Können und wollen wir wachsen und

„Im dem Charity-Ozean, den es in Deutschland gibt, sind wir ein kleines, feines Boot.“

größer werden? In dem Charity-Ozean, den es mittlerweile in Deutschland gibt, sind wir ein kleines, feines Boot.

Behrendt: Wir müssen leider immer wieder Projektanfragen ablehnen. Wir haben neben der Unterstützung von Preda zahlreiche neue Projekte gestartet, aber unser Wachstum ist begrenzt.

► **Seit einigen Jahren ist auch der Faire Handel mit Mangos zu einem zentralen Aspekt der Arbeit von Preda geworden. Der Tatort-Verein fördert nun auch diesen Bereich. Wieso?**

Bär: Weil so Tausende Familien eine Chance haben, ihre wirtschaftliche Situation zu verbessern. Die Mangos werden von der Fairhandelsgenossenschaft dwp schonend und nach den höchsten internationalen Hygienestandards verarbeitet. Sie garantiert den Mangobauern die Abnahme ihrer Gesamternte zu fairen Preisen. Das stoppt die Abwanderung in die Slums der Großstädte.

Behrendt: Wir haben 2013 eine Mango-Kooperative besucht und gelernt, wie die Kleinbauern auf dem Land leben und arbeiten. Gegen die Großbetriebe hätten sie eigentlich keine Chance. Aber der Faire Handel ermöglicht ihnen, auf dem Land zu überleben. Und ihre Kinder wieder in die Schule zu schicken.

Cañete: Preda kauft alle Mangos: Auch die kleineren und krumm gewachsenen Früchte, die konventionelle Händler gezielt aussortieren. Die stetig stei-



Tauschen sich regelmäßig über Entwicklungen auf den Philippinen aus: Lino Cañete im Gespräch mit den Schauspielern



Seit 21 Jahren verbunden durch eine gemeinsame Vision: Dietmar Bär und Klaus J. Behrendt in der Berliner Schaubühne

gende Abnahme an fair gehandelten Mangos brachte ein bestehendes Kartell, das lange Jahre die Erzeugerpreise für Mangos künstlich niedrig hielt, zum Erliegen.

► **Was hat Sie persönlich all die Jahre zum Weitermachen motiviert?**

Bär: Trotz allem Auf und Ab, was mit einem Vereinsleben natürlicherweise einhergeht, ist unsere Vision im Kern über all die Jahre bestehen geblieben: Wir machen uns weltweit für die Rechte von Kindern stark.

„Mittlerweile klafft leider auch in Deutschland die Schere zwischen Arm und Reich extrem auseinander.“

Behrendt: Rund um den Globus erleben Kinder heftige Schicksale. Es ist uns wichtig, dass wir einen Beitrag dazu leisten, die Situation für diese Kinder zu verbessern.

► **Mit dem Projekt „Wir starten gleich – Kein Kind ohne Schulranzen!“ unterstützt der Tatort-Verein seit 2012 Kinder aus benachteiligten Familien in Deutschland. Wie kam es dazu?**

Behrendt: Es ist mittlerweile leider ein Fakt, dass auch in Deutschland die Schere zwischen Arm und Reich extrem auseinanderklafft. Wir haben erfahren, dass es unglaublich viele be-

dürftige Familien gibt, die sich die notwendige Ausstattung für ihre Schulanfänger nicht leisten können. Und da wollten wir handeln.

Bär: Dass es in einem der reichsten Länder der Welt so eine Ungerechtigkeit gibt, das verschlägt einem schon den Atem. Und ist beängstigend. Mittlerweile verteilen wir Schulranzen-Sets in sechs Städten.

► **Haben Sie Pläne für die Zukunft?**

Behrendt: Wir sind sehr breit gefächert aufgestellt und uns geht es jetzt erst mal darum, den Status quo aufrechtzuerhalten und gut zu machen. ●

DIE^f HIRTEN auf dem Feld

Am Horn von Afrika leben Millionen umherziehende Hirten von und mit ihrem Vieh. Die Pastoralisten sind Meister der Anpassung. Sie gehen mit dem Regen – und mit der Zeit.

Text von Isabel Stettin

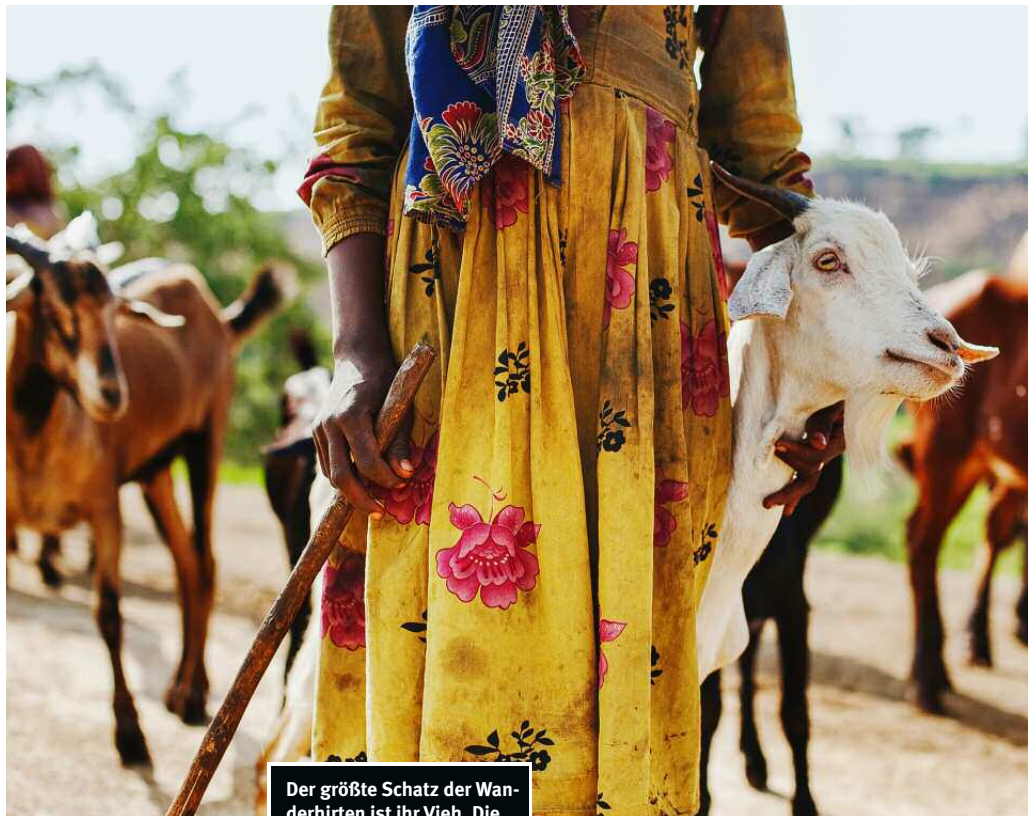


Früh am Morgen brechen die Wanderhirten auf. Wenn die Sonne noch nicht vom Himmel brennt, bauen sie ihre Hütten aus Matten und Ästen ab. Um sie herum nichts als Staub. Sie ziehen mit einer gewaltigen Herde von blökenden Schafen durch die flirrende Hitze, Hunderte Rinder und Ziegen folgen ihnen durch das karge Land. Gemächlich trotten Kamele hinterher, beladen mit Töpfen und Decken, dem kompletten Hausrat der Familien. Mit ihrem Vieh ziehen die Pastoralisten von einer Weide zur nächsten. Sie folgen dem Regen, damit ihre Tiere frisches Gras weiden können. Oft wandern sie tagelang, ziehen von einer Wasserstelle zur nächsten, oft nur wenige Kilometer am Tag.

Für Atsbaha Gebre-Selassie leben die Wanderhirten nach einem göttlichen Plan. „Ihre Lebensweise ist die ursprünglichste und natürlichste Form“, sagt er. „Es gibt keine andere Gruppe, die die Umwelt so schont.“ Atsbaha Gebre-Selassie ist Deutscher mit äthiopischen Wurzeln. Seit fünf Jahren arbeitet er als Berater für MISEREOR zusammen mit den Pastoralisten am Horn von Afrika. „Doch bei den Pastoralisten bin ich vor allem ein Lernender. Ihre Weisheit und ihre Erfahrung ist unglaublich wertvoll.“

Allein in Äthiopien sind rund 13 Millionen Menschen Pastoralisten. Im äthiopischen Tiefland Afar und in Somali leben die Menschen traditionell als Hirtennomaden. Die höchsten Temperaturen weltweit misst das Thermometer hier, zeitweise bis zu 50 Grad. Wer in diesem Gebiet lebt, hat gelernt, sich anzupassen. Je nach Ethnie wandert ein Teil der Familie, meist junge Männer oder der Familienvorstand, mit den Frauen. Oft ziehen ganze Dörfer umher. Nur die kleinen Kinder, Schwangere und die Alten bleiben in der Heimat. Sie halten Hühner, bauen in den Tälern Hirse an, pflanzen Mais und Bohnen.

„Keine andere Gruppe schont die Umwelt so sehr wie die Pastoralisten.“



Der größte Schatz der Wanderhirten ist ihr Vieh. Die Bindung zwischen Mensch und Tier ist so eng, dass jedes einen Namen trägt.

Die jungen Hirten kehren immer wieder zurück ins Dorf, bringen Milch und Käse und nehmen Getreide mit. Gebre-Selassie besucht sie in ihren Lagern und fährt den Hirten über Sandpisten in ihre Weidegebiete hinterher. An einem Ort zu bleiben, würde bedeuten, dass es bald kein Futter mehr für die Tiere gibt. Ihr Ende würde auch das der Menschen bedeuten.

Zwei Fünftel Prozent der Erde sind Trockenzonen, ungeeignet für den Anbau von Pflanzen. Doch Nomadenvölker nutzen sie. Durch ihre mobile Lebensweise können Mensch und Tier in trockenen Gebieten, in den Hochtälern, Savannen und Steppen überleben. Weltweit gibt es rund 500 Millionen Pastoralisten, laut Schätzung der Internationalen Union zum Schutz der Natur (IUCN). In Afrika südlich der Sahara leben 16 Prozent der Bevölkerung als wandernde Viehhirten.

Der größte Schatz der Wanderhirten ist ihr Vieh. Es ist ihre Lebensgrundlage, ihr Stolz, ihr Reichtum. Die Bindung zwischen Mensch und Tier ist eng. Jedes von ihnen trägt einen Namen, erzählt Gebre-Selassie. Jedes erfährt Respekt. „Was wir schätzen, schützen wir. Geht es den Tieren gut, geht es allen gut“, ist der Grundsatz, nach dem sie ihren Alltag ausrichten. Sie melken die Kamele und Kühe, machen aus der Milch ihrer Schafe und Ziegen säuerlichen Frischkäse. Pastoralisten wissen: Je besser sie ihre Tiere ernähren, umso wertvoller und gesünder ist die Nahrung, die sie von ihnen bekommen. Die richtigen Futterpflanzen steigern nicht nur die Menge, sondern auch den Geschmack von

Landrechte für Pastoralisten

MISEREOR fördert gemeinsam mit lokalen Partnern vor Ort die Lebensweise der Pastoralisten, allein in Äthiopien sind es sechs Initiativen. Ziel ist es, das Bewusstsein für die Bedeutung ihrer Lebensweise und Produktivität zu verbessern, sie besser an Märkte anzubinden und am politischen Diskurs zu beteiligen. Die Projekte unterstützen die Ausbildung von Tierpflegern, die medizinische Versorgung und investieren in die Bildung der Kinder, zum Beispiel durch mobile Schulen.

Sie möchten die Belange der Pastoralisten unterstützen? Dann vermerken Sie auf Ihrer Spende das Stichwort „Pastoralisten“. Sie möchten mehr Informationen zu den einzelnen Projekten?

Hier erfahren Sie mehr:

Spender-Telefon: 0241 442 125 oder spenden@misereor.de



Die Dürren in Äthiopien haben zugenommen. Der Alltag ist hart. Jeden Tag werden lebensnotwendige Entscheidungen getroffen.

Milch und Butter. Die Nomadenvölker kennen die Wirkung der Futterpflanzen. Sie wissen, welche Gräser am meisten Nährstoffe enthalten, welche Pflanzen heilen, wenn eines der Tiere krank ist. Ihre Tierrassen haben die Pastoralisten über viele Generationen gezüchtet, damit sie unempfindlich, zäh und an das Klima angepasst sind und so genügsam wie die Menschen.

Ihr Leben ist ein Spagat zwischen Tradition und Moderne. Ihnen gehört die Zukunft, glaubt Atsbaha Gebre-Selassie. „Mit dem romantischen Bild, wie Pastoralisten vor 300 Jahren gelebt haben, hat ihr Alltag heute nichts mehr zu tun“,

Erst langsam wächst das Bewusstsein dafür, wie bedeutend Hirtennomaden sind – und wie bedroht.

sagt er. Pastoralisten sind eng vernetzt, nutzen moderne Technik, haben Satellitentelefone bei sich, Handys. Sie checken Wetter-Apps, sammeln Informationen. Die jungen Männer aus der Gemeinschaft gehen oft voraus, um die Weidegründe einzuschätzen. Trifft eine Gruppe auf eine andere, tauschen sie sich aus. „Wie viel Wasser führt die nächste Wasserstelle? Wie ist der Zustand der Weiden? Was gibt's Neues?“ Schnell macht es die Runde, wenn der Rinderpreis in der Hauptstadt Addis Abeba gestiegen ist. Kommunikation ist in diesen unwirtlichen Gegenden überlebensnotwendig.

Erst langsam wächst das Bewusstsein, wie bedeutend die Pastoralisten sind – und wie bedroht. Ihre Form der Tierhaltung ist von unschätzbarem Wert, weil sie flexibel Weiderouten wechseln können. In Zeiten von Klimaerwärmung können sich Pastoralisten besser auf zunehmende Dürren einstellen als sesshafte Bauern.

Die Tiere der Pastoralisten liefern Millionen Menschen Fleisch, Milch, Horn, Haut und Fell, sie sind Zug- und Lasttiere. Der Handel mit ihnen ist ihre Lebensgrundlage, seit Jahrhunderten. Der Viehverkauf ist ihre wichtigste Grundlage. Doch der Konkurrenzkampf verschärft sich. „Um einen guten Preis zu bekommen, brauchen wir Viehmärkte“, sagt Gebre-Selassie. Krisenzeiten nach einer schweren Dürre nehmen zu. Dann gibt es oft zu viel Rinder auf den Märkten und kaum Getreide, die Preise für das Vieh sinken bedrohlich.

In den vergangenen Jahren haben die Dürren massiv zugenommen, klagen die Hirtennomaden. „Wir schaffen gemeinsam mit ihnen Wasserrückhaltebecken, die den Zugang zu Weideflächen ermöglichen, die während der Trockenzeit sonst nicht nutzbar wären“, sagt Gebre-Selassie.

Große Konzerne und Ackerbauer bedrohen ihren Lebensraum. Diebe überfallen die Nomaden, verfeindete Gruppen stehlen das Vieh. In Äthiopien zwingt die Regierung die Bewohner dazu, sesshaft zu werden. So gut wie alle Grenzlinien sind umkämpft, es kommt immer wieder zu Konflikten: nicht nur an den Staatsgrenzen zu Kenia oder dem Sudan, sondern auch zwischen den Stämmen im Land.

Es ist ein bescheidener Alltag voller Entbehrungen. „Die Menschen brauchen Mut und müssen ständig neue, oft lebenswichtige Entscheidungen treffen, jeden Morgen aufs Neue.“ Atsbaha Gebre-Selassie spürt in unzähligen Gesprä-



interview.

„Verhängnisvolle Fehleinschätzung“

MISEREOR-Hauptgeschäftsführer **Pirmin Spiegel** über die Lage der Pastoralisten in Äthiopien

► Was beeindruckt Sie an der Lebensweise der Pastoralisten?

Mich beeindruckt, wie hervorragend sie ihre mobile Existenz an die schwierigen Bedingungen in den Trockenzonen Afrikas angepasst haben und wie geschickt sie auf veränderte Klimabedingungen reagieren.

► Wie sehen Sie den massiven Druck, mit dem die Regierung versucht, die Wanderhirten zur Sesshaftigkeit zu zwingen?

Aus Sicht des äthiopischen Staates gilt die mobile Tierhaltung als anachronistisch und damit hinderlich für die Entwicklung des Landes. Das ist eine verhängnisvolle Fehleinschätzung. Deshalb sollte alles dafür getan werden, dass Pastoralisten ihre bewährte und auch ökonomisch erfolgreiche mobile Lebensweise beibehalten können. Gleichzeitig müssen sie durch mobile Angebote auch von Bildung und Gesundheitsdiensten profitieren können.

► Was leisten Projekte von MISEREOR?

Die Partner von MISEREOR vor Ort setzen bei den Ressourcen und dem Wissen an, über das die Wanderhirten verfügen und erhöhen so ihre Widerstandskraft. Sie unterstützen sie zum Beispiel dabei, ihren Zugang zu Trink- und Nutzwasser an den Orten zu verbessern, wo sie neue Weidegründe erschließen können. Auch die Gesundheit der Tiere wird gesteigert. Gleichzeitig unterstützt MISEREOR den Dialog über die künftige Ausrichtung staatlicher Politik zum Wohle der Pastoralisten.

Interview: Vanessa Köneke

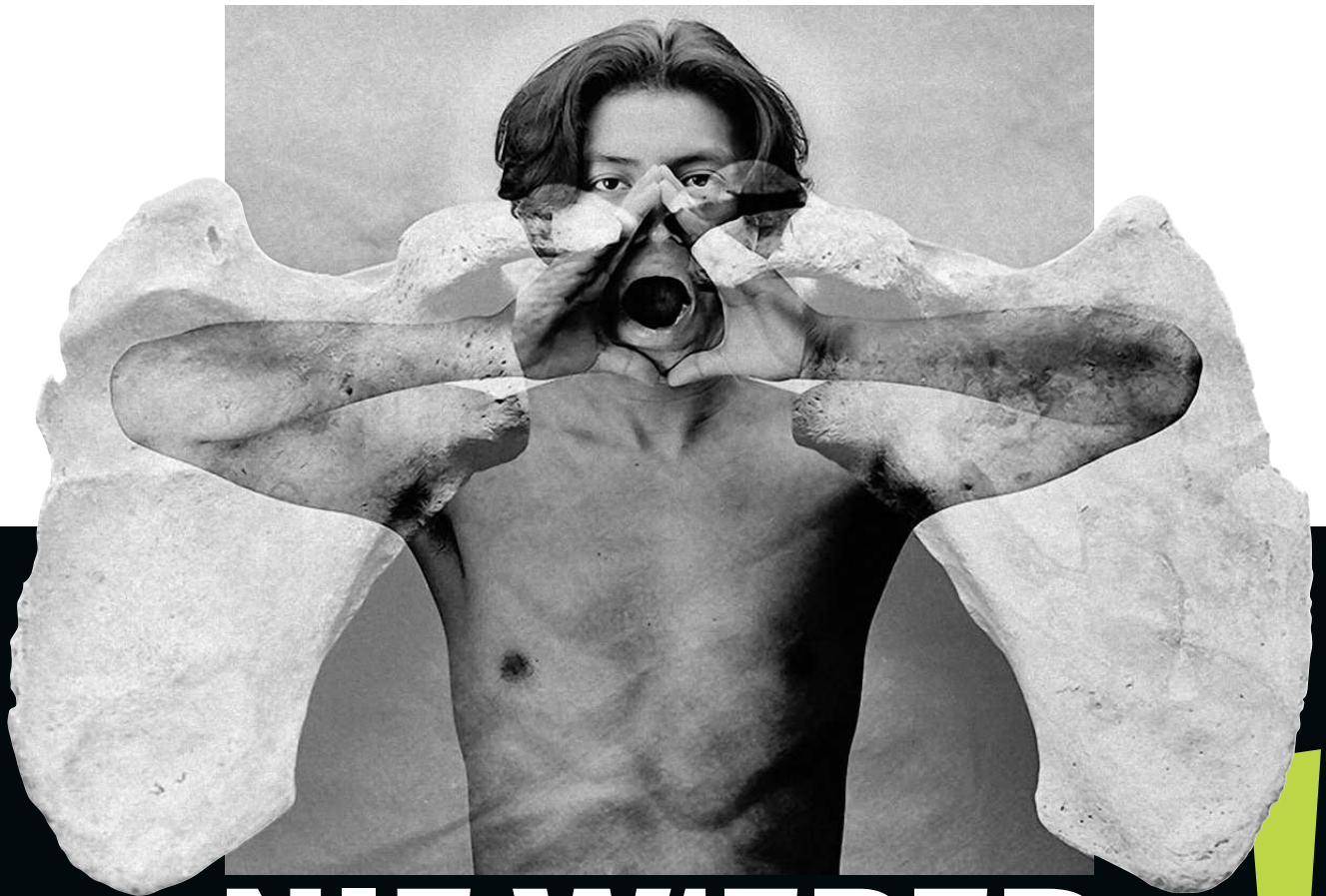
Die Pastoralisten ziehen von einer Weide zur anderen und folgen dem Regen. Sie haben gelernt mit dem zu leben, was sie haben.

chen immer wieder, wie die Menschen trotz ihrer Sorgen ihre Zuversicht nicht verlieren. Seit je-

her leben die Pastoralisten mit Herausforderungen. Es ist ihre Stärke, dass sie sich ihrer Umgebung, den Bedingungen anpassen. Sie haben gelernt, mit dem zu leben, was sie haben.

Die jungen Menschen haben von ihren Vorfahren gelernt, was es heißt, Nomade zu sein. Fragt Gebre-Selassi bei seinen Besuchen die Kinder und Jugendlichen: „Träumt ihr von einem eigenen Garten?“ Dann antworten sie ihm: „Was sollen wir damit? Wir pflegen unsere Tiere. Wir wollen Pastoralisten sein und bleiben. Das ist unser Leben.“ ●

nunca más



NIE WIEDER



Auch nach dem Tod
von Ex-Diktator Efraín Ríos Montt
ringt Guatemala um Gerechtigkeit –
nach den Gräueln des Bürgerkrieges.

Text von Øle Schmidt | Fotos von Daniel Hernández-Salazar

Als uns der Leiter des Anwaltskollektivs Caldh in sein Büro im alten Teil der Hauptstadt reinwinkt, telefoniert er gerade mit dem Justizministerium. Der Staatsanwalt lädt zum Gespräch, es soll um die Aufarbeitung der Bürgerkriegsverbrechen gehen, jetzt, wo Ríos Montt tot ist. Auf Francisco Sotos Schreibtisch wachsen die Aktenberge in die Höhe. Abertausende Fälle, die auch 22 Jahre nach Friedensschluss nicht aufgeklärt sind, werfen in dem größten mittelamerikanischen Land ihre Schatten.

Ende der achtziger Jahre, als der Bürgerkrieg in ihrer Heimat noch tobte, hatten sich Anwälte aus Guatemala im US-Exil zu Caldh zusammengeschlossen. Seitdem verteidigen sie nicht Menschen mit prall gefüllten Bankkonten, sondern die, die keine Stimme haben: Frauen, Indigene, politisch Verfolgte, Opfer von Staatsterror.

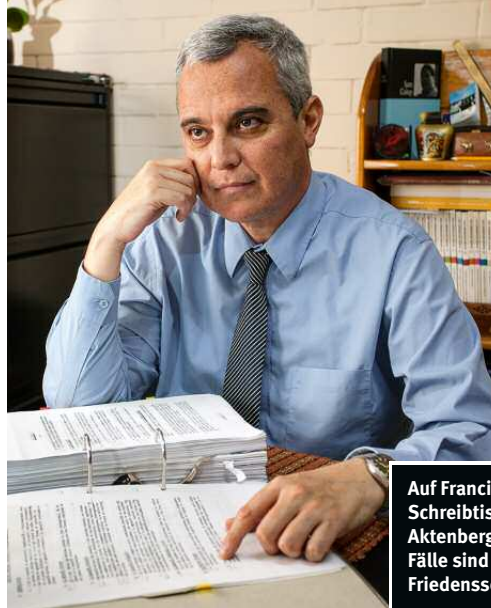
Mit ruhiger Stimme erzählt der 51-Jährige von Guatemalas beunruhigender Vergangenheit, die bleischwer auf der Gegenwart liegt. Er berichtet von staatlich organisiertem Rassismus, dem antikommunistischen Diktat der US-Außenpolitik im Kalten Krieg. Und vom Völkermord der guatemalteckischen Armee am indigenen Volk der Ixil, in den das alles während des Bürgerkriegs mündete.

Nach dem Klingeln kommt das Surren. Die schwere Haustür öffnet sich automatisch. Dann steht Jacinto Lupamac im hoch gesicherten Caldh-Büro. Klein, dunkelbraune Augen, zurückhaltender Blick. Dem Indigenen ist es eher unangenehm, dass er Geschichte geschrieben hat. Damals mit Francisco Soto, beim Prozess gegen General Efraín Ríos Montt, dem grausamsten Schlächter des schier ewig andauernden Bürgerkrieges zwischen 1960 und 1996.

„Wir haben Hubschrauber gesehen und Soldaten, die Bomben geworfen haben“, erinnert sich der 44-Jährige. „Sie haben Häuser angezündet und Tiere getötet. Es gab einen Fluss, dort haben wir uns versteckt. Als mein jüngster Bruder angefangen hat zu weinen, sind die Soldaten gekommen und haben geschossen. Wir haben uns alle auf den Boden geworfen, aber sie haben meine Mutter, meine Schwester und meinen Bruder getroffen. Einer der Soldaten hat sie dann mit der Machete zerstückelt.“ Regungslos sitzt Jacinto Lupamac auf seinem Stuhl. Die Stille lärmt.

„Wir haben Hubschrauber gesehen und Soldaten, die Bomben geworfen haben.“

Jacinto ist acht Jahre alt, als er mit ansehen muss, wie seine Familie getötet wird. Es ist Sommer 1982, die guatemalteckische



Auf Francisco Sotos Schreibtisch wachsen Aktenberge. Abertausende Fälle sind 22 Jahre nach Friedensschluss offen.



Die Fotos berichten vom Völkermord der Armee an den Indigenen. Jacinto Lupamac hat gegen General Ríos Montt ausgesagt.

Armee hat im Hochland der indigenen Provinz Quiché die grausamste Phase des Bürgerkrieges eingeleitet. Es ist ein Vernichtungsfeldzug gegen die Maya-Nachfahren. Geistiger Urheber des Plans ist General Efraín Ríos Montt, der sich einige Monate zuvor in den Präsidentenpalast geputscht hatte.

Als Francisco Soto die tragische Geschichte zum ersten Mal hört, bereitet er gerade den Völkermordprozess gegen Ríos Montt vor. Die Anwälte von Caldh nehmen Kontakt mit Jacinto Lupamac auf. „Sie haben mir versprochen, mich nicht alleine zu lassen, alles gemeinsam durchzustehen“, erinnert er sich. Im Jahr 2013 sagt er als Zeuge bei dem Prozess in Guatemala-Stadt aus, der weltweit verfolgt wird. Als die Richterin verkündet, dass Ríos Montt für 80 Jahre ins Gefängnis muss, ist zum ersten Mal ein Diktator von einem Ge-



Monseñor Gerardi und „Guatemala – Nie wieder“

Zwei Jahre nach Friedensschluss, 1998, stellte Monseñor Juan Gerardi in der Hauptstadtkathedrale „Guatemala – Nie wieder“ vor. In vier Bänden werden Opfer, Täter und die zynischen Strategien der Armee während des „Schmutzigen Krieges“ zwischen 1960 und 1996 aufgeführt. Das Enthüllungsbuch brach das bleierne Schweigen in Guatemala und wurde Grundlage für die Wahrheitskommission der Vereinten Nationen. „Guatemala – Nie wieder“ war von der dortigen Bischofskonferenz in Auftrag gegeben worden. MISEREOR übersetzte Auszüge auf Deutsch. Monseñor Gerardi wurde kurz nach der Vorstellung von drei hochrangigen Soldaten erschlagen. In diesem Jahr wird beider Ereignisse zum 20. Mal gedacht.

richt seines Heimatlandes wegen Völkermordes verurteilt worden. Guatemala atmet auf. Doch die Freude währt nicht lange, das Verfassungsgericht ordnet an, Teile des Verfahrens wegen angeblicher Fehler neu zu verhandeln. Obwohl das Urteil gegen Efraín Ríos Montt bis heute Bestand hat, hält sich in Guatemala das fatale Gefühl, er sei mit einem Freispruch davongekommen. Am 1. April dieses Jahres stirbt der General.

Der Prozess hatte den Anwälten um Francisco Soto viel abverlangt. Jahre hatten sie bei Politikern und Richtern dafür geworben, dass eine solch spektakuläre Anklage überhaupt zugelassen wird. Gegen alle Widerstände hatten sie den Prozess dann vorbereitet, einen Präzedenzfall. Das Geld für diese Sisyphusarbeit kommt unter anderem aus Deutschland. Seit den dunklen Tagen des Bürgerkrieges unterstützt MISEREOR das Anwaltskollektiv Cald. „Uns verbindet der Traum einer besseren, gerechteren Welt“, sagt Francisco Soto. „Mich beeindruckt die Opfer, die Gerechtigkeit wollen, und keine Rache.“ Dann erzählt er von

„Wir wollen Gerechtigkeit, damit unseren Kindern nicht das Gleiche noch einmal geschieht.“

einem großen Menschenrechtsprozess. Vor der Urteilsverkündung waren die Überlebenden gefragt worden, was sie sich von den Richtern wünschen. „Wir wollen Gerechtigkeit“, war ihre Antwort, „damit unseren Kindern nicht das Gleiche noch einmal geschieht.“

Auf dem Fußweg zum Justizministerium dann passieren wir den Zocalo-Platz, die Hauptschlagader von Guatemala-Stadt. Die Türme der Kathedrale ragen in den wolkenlosen Himmel. In dem imposanten Gotteshaus hat ein Bischof seine letzte Ruhe gefunden, der schmerzlich erfahren musste, wie schmal der Grat zwischen Lichtgestalt und Märtyrer ist. Monseñor Juan Gerardi hatte 1988 unter den Augen der Weltöffentlichkeit in eben jener überfüllten Kathedrale folgenden Satz gesagt, der ihm keine 48 Stunden später das Leben kosten sollte: „Wir können belegen, dass die guatemalteckische Armee mehr als 80 Prozent der Toten des Bürgerkrieges zu verantworten hat.“

Nach dem Passieren der Sicherheitsschleuse wird Jacinto Lupamac vom Staatsanwalt begrüßt. In dem Haus, aus dessen Kellern während des Bürgerkrieges die Schreie gefolterter Oppositioneller drangen. Der junge Mann im schicken Anzug klärt ihn auf, dass die Strafverfolgung von Ríos Montt mit dessen Tod eingestellt worden sei, so wie es das Gesetz verlange. Der Prozess gegen seinen damaligen Geheimdienstchef Rodríguez Sánchez werde fortgeführt. Zu den Tausenden ungesühnten Fällen während des Bürgerkrieges fällt kein Wort. ●



Øle Schmidt berichtet als Autor und freier Journalist und Fotograf aus Mexiko und Mittelamerika. Die Wochenzeitung der Freitag und das entwicklungspolitische Magazin welt-sichten veröffentlichen seine gedruckten Reportagen mit den Themenschwerpunkten Menschenrechte und Kultur, SWR und WDR senden seine Hörfunkfeature.



Daniel Hernández-Salazar entdeckte seine Leidenschaft für das Fotografieren schon in der frühen Kindheit. Während des guatemalteckischen Bürgerkriegs arbeitete er studierte Architekt für internationale Agenturen wie AFP, Reuters und AP. Momentan konzentriert sich Hernández-Salazar auf Portraits, Architektur und das historische Gedächtnis.

360 GRAD

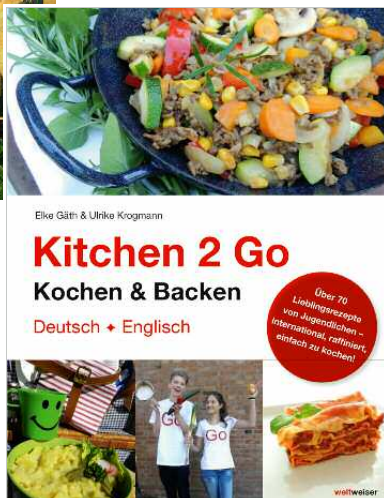
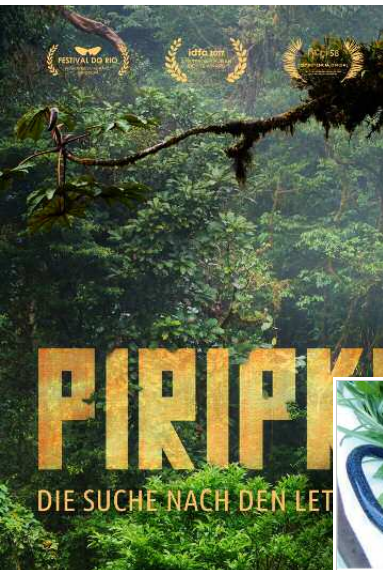
besuchen
und sehen

PIRIPKURA – Die Suche nach den Letzten ihres Volkes

Kino und DVD Die letzten beiden Angehörigen des indigenen Volkes der Piripkura leben inmitten des Amazonas-Regenwalds in Brasilien. Gewaltsam wird das Amazonasgebiet nach und nach von unkontrollierten Abholzungen zerstört. Um das Regenwaldgebiet des indigenen Volkes der Piripkura zu beschützen, muss Jair Candor, Koordinator der brasilianischen Indigenenschutzbehörde, beweisen, dass die letzten beiden überlebenden Männer noch existieren. Die spannende Kino-Dokumentation wirft ein Licht auf die Tragödien, die der im Amazonasgebiet lebenden indigenen Bevölkerung widerfahren. PIRIPKURA wurde bereits mit zahlreichen

Preisen ausgezeichnet. Bundesweiter Kinostart ist der 29.11.2018 in Kooperation mit MISEREOR. Neben den regulären Vorführungen sind zahlreiche Sonderveranstaltungen geplant, bei denen auch Expertinnen und Experten von MISEREOR vor Ort sein werden. ●

Weitere Informationen:
www.piripkura.de

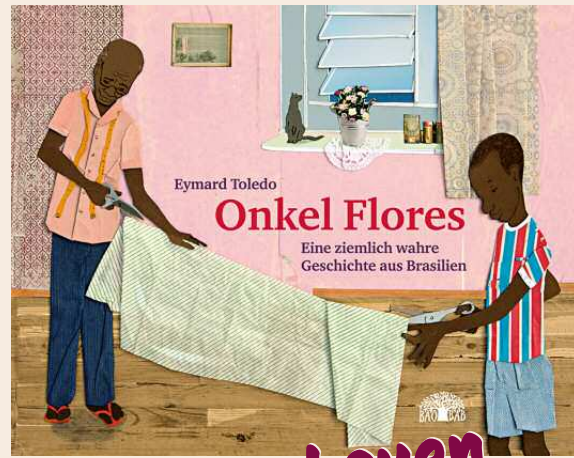


Kulturaustausch in der Küche

kochen

Kochbuch Dieses Buch ist voller Lieblingsrezepte, basierend auf einer Umfrage unter 200 Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Es wurde für junge Freiwillige und Couchsurfer zusammengestellt, die ein paar Rezeptseiten Heimat mit ins Ausland nehmen möchten. Die Zutaten sind überall auf der Welt erhältlich, ganz gleich, ob die Reise nach Amerika, Asien, Afrika oder Europa geht. ●

Elke Gäth und Ulrike Krogmann: Kitchen 2 Go – Kochen und Backen (Deutsch / Englisch), Weltweiser Verlag 2015.



Edinho findet eine Lösung

anschauen

Bilderbuch Onkel Flores ist Schneider von Beruf, in einer kleinen Stadt am Ufer des São Francisco in Brasilien. Sein Neffe Edinho verbringt viel Zeit bei ihm in der Werkstatt, wenn Onkel Flores von früher erzählt – von jener Zeit, als Pinbauê noch ein Dorf war. Damals nähte Onkel Flores bunte Karnevalskostüme und schöne Sonntagskleider, heute sind es graue Arbeitsanzüge, da fast alle Bewohner nun in der großen Fabrik arbeiten. Als der Fabrikbesitzer beschließt, die Arbeitsanzüge im Ausland zu bestellen, bleiben die Aufträge für Onkel Flores aus. Doch dann hat Edinho eine zündende Idee: Bald stehen die Menschen bei Onkel Flores Schlange. Und das ist nicht die einzige Veränderung in Pinbauê ... Ein hoffnungsvolles Bilderbuch, das das große Thema Globalisierung in grafisch wunderbar komponierten Collagen aus Papier und Stoff für kleinere Kinder begreifbar macht – und zeigt, welche Kraft in kindlichen Visionen stecken kann. ●

Eymard Toledo: Onkel Flores.
Eine ziemlich wahre Geschichte aus Brasilien.
Baobab Books 2016. Ab 5 Jahren

KIRIBATI

EINE INSELWELT VERSINKT IM MEER

Ein illustrativer Bericht über das Leben vor dem Untergang – der bildende Künstler **Sebastian Rogler** hat ihn gelesen und überlegt nun, nach Kiribati zu reisen. Bevor es vielleicht endgültig zu spät ist.

Kiribati das ist der schöne Name eines Inselstaates in den Weiten des pazifischen Ozeans, besiedelt vor 3.000 Jahren und gelegen zwischen Hawaii und Australien, dort, wo sich Äquator und Datumsgrenze schneiden. Kiribati, das ist auch der Name eines Schicksals: Nach

Meinung von Experten wird es voraussichtlich das erste Land der Welt sein, das durch die Erderwärmung bereits in den nächsten Jahrzehnten im steigenden Meeresspiegel untergehen wird.

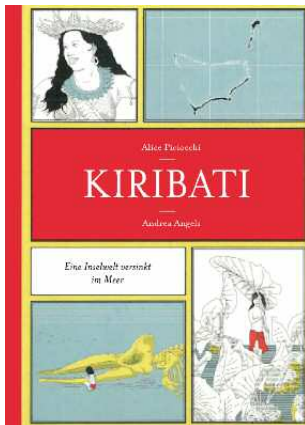
Die Designerin Alice Piciocchi und der Architekt und Zeichner Andrea Angeli haben sich auf die Reise nach Kiribati gemacht und das, was sie dort vorfanden, in einem ungewöhnlichen und reich illustrierten Bildband vorgelegt. Als die beiden Künstler erfuhren, dass der Präsident Kiribatis bereits vor einigen Jahren auf den

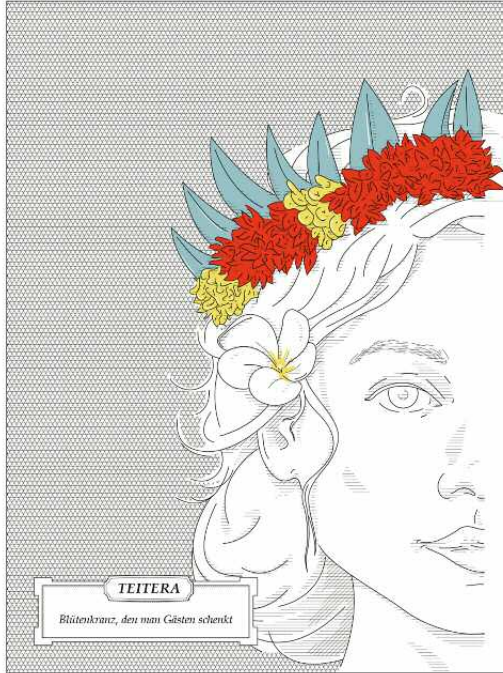
3.000 Kilometer entfernten Fidschi-Inseln Land kaufte, um schon in Kürze zu beginnen, die rund 110.000 Einwohner nach dorthin umzusiedeln, wollten die beiden wissen, was

die Menschen bewegt, deren Heimat nach und nach im Meer versinkt. Was sie vorfanden, war jedoch kein Volk im Notstand, das sich verzweifelt auf seine baldige Evakuierung vorbereitet. Vielmehr trafen sie auf freundliche Menschen im Übergang zwischen Tradition und Moderne, deren Sitten und Gebräuche die beiden Europäer so beeindruckt haben, dass sie das Leben der Insulaner in ihrem Buch in der Art eines soziokulturelles Archiv aufgezeichnet haben, um es aufzubewahren.

Die kurzen, leicht und schwebend verfassten Beschreibungen Alice Piciocchis geben einen empathischen Einblick in das kulturelle Alltagsleben, das geprägt ist von magischen Ritualen, Mythen und Gottheiten, dem Rhythmus der Gezeiten oder den Umgang mit den naturgegebenen und im Überfluss vorhandenen Lebensgrundlagen: Früchte, Fischen, Pflanzen, Muscheln und Korallen. Auch soziale und ökologische Aspekte werden beschrieben, die Erbfolge etwa, der Konsum von Drogen, Bestattungsgewohnheiten, Schulbildung, medizinische Versorgung oder die Zugehörigkeit zu Religionsgemeinschaften. Das zunehmende Problem der Versalzung des Trinkwassers durch den Anstieg des Meeresspiegels wird ebenso erläutert wie die Verschmutzung der Lagunen durch hausgemachte Abwässer der Bewohner.

Der begnadeter Zeichner Andrea Angeli liefert dazu angenehm nüchterne, gleichwohl sehr aufwendige und detailgetreu gestaltete mehrfarbige Illustrationen, die an wissen-





TEITERA

Blütenkranz, den man Gästen schenkt



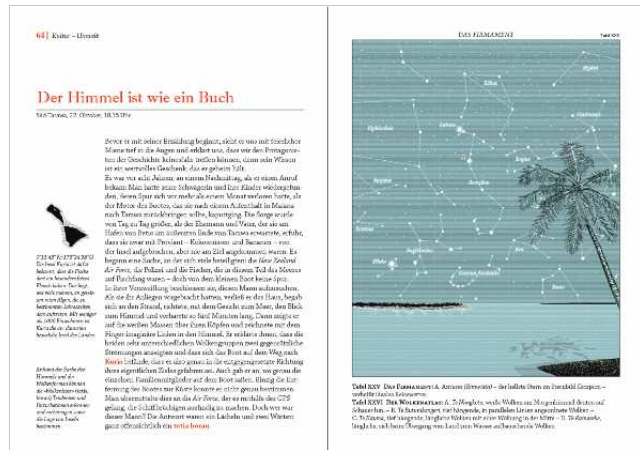
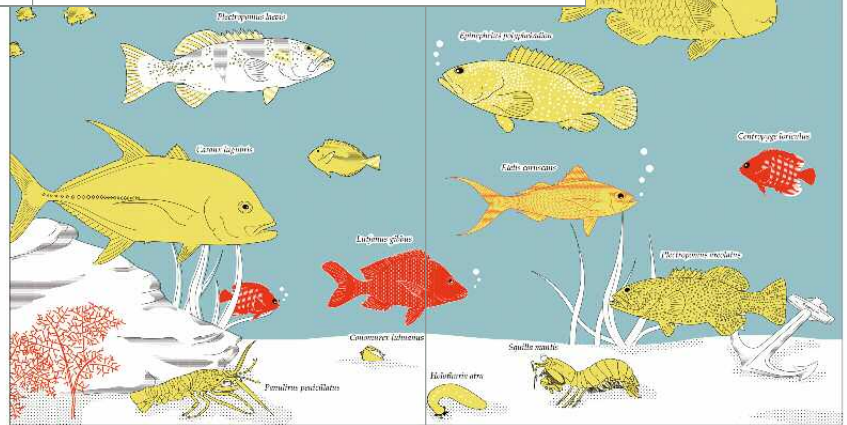
TELEI

Blütenkranz für den traditionellen Tanz

schaftliche Skizzen längst vergangener Expeditionen erinnern und daran anknüpfen. Mit einer Vielzahl von teils beschrifteten Schautafeln werden die beschriebenen Beobachtungen bebildert. Ergänzend sind im Buch auch eine geografische Karte des Zentralpazifiks, eine Zeittafel sowie eine Bibliografie untergebracht, sodass man problemlos kreuz und quer und vor- und zurückblättern kann, ohne sich auf den Seiten zu verlieren. Mit diesem Buch ist ein sensibler und bibliophiler Reisebericht entstanden, der die Geschichte, den Alltag und die Naturverbundenheit der Bewohner jener 32 Atolle von Kiribati, dessen höchste geografische Erhebung gerade einmal drei Meter misst, überliefert und festhält. Dabei ist die Tatsache, dass manches Kapitel mit seiner Fülle an Informationen bisweilen den Leser überfordert, der spürbaren Begeisterung der Verfasser geschuldet. Ein bewegender und wunderbarer Bildband. ●

KIRIBATI
Eine Inselwelt versinkt im Meer

128 Seiten,
170 Illustrationen
Sieveking Verlag,
29,00 Euro



BILDERRÄTSEL

FÜR IMMER BUNTESTE ZEITEN
ERRATEN SIE, UM WELCHE LIEDER ES SICH HANDELT?

ILLUSTRATION VON KAT MENSCHIK

Hoch ↑

KLEIN ←

1

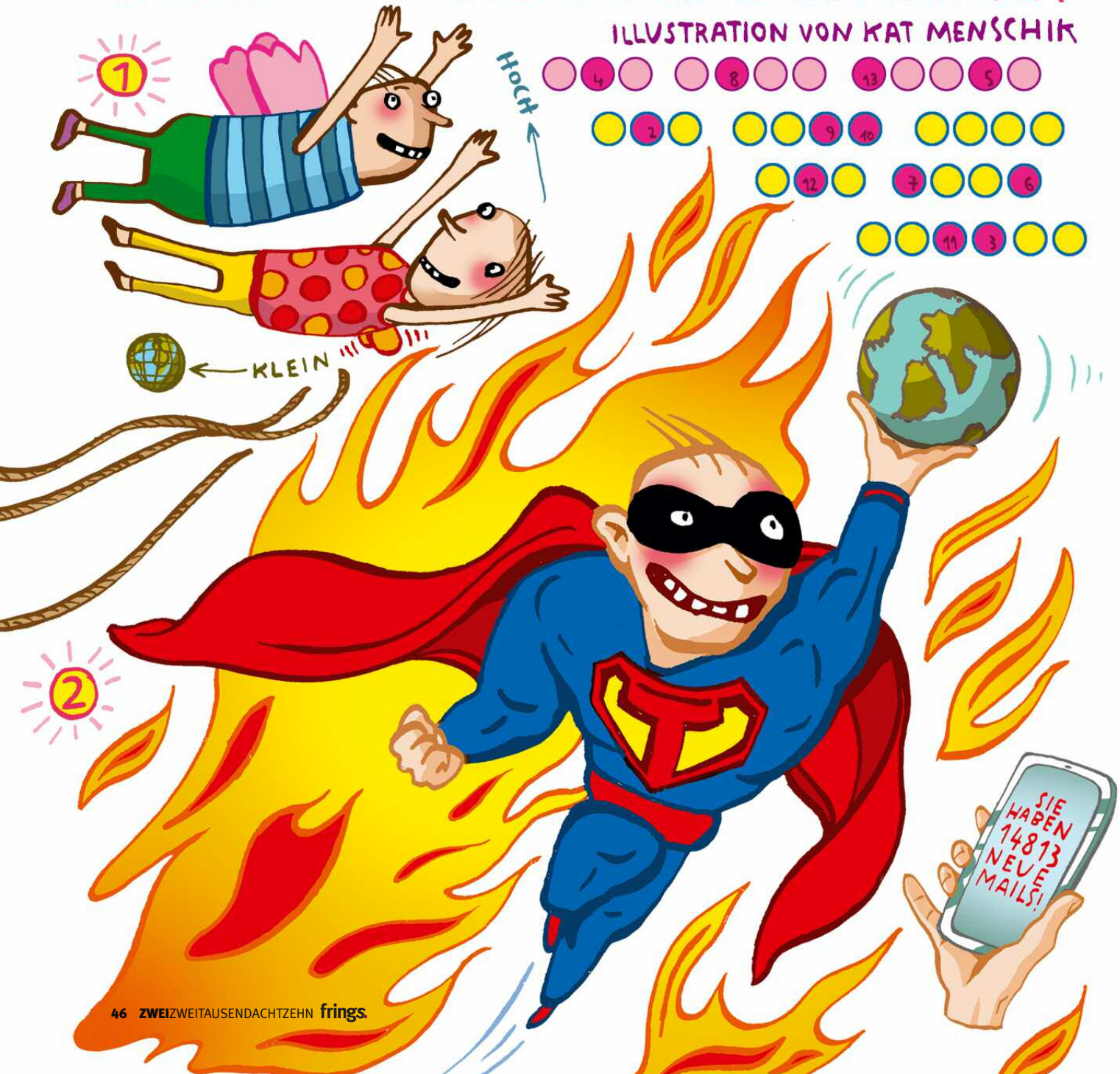
2

4 8 13 5

2 9 10

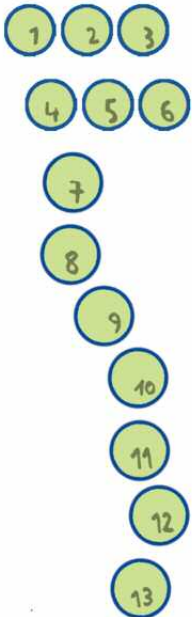
12 7 6

11 3





**LÖSUNGS-
WORT:**



Kat Menschik arbeitet bereits seit 1999 als freiberufliche Illustratorin in Berlin. Die studierte Kommunikationsdesignerin zeichnet für Zeitungen, Magazine und Buchverlage, unter anderem für die Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung. Seit Herbst letzten Jahres veröffentlicht Kat Menschik mit „Klassiker der Weltliteratur“ ihre eigene Buchreihe im Berliner Galiani-Verlag.

So funktioniert's

Um welche Titel handelt es sich? In den gesuchten drei Liedern geht es um Menschen, die auf ganz besonderer Mission unterwegs sind und dringend losmüssen, die das Wir-Gefühl feiern und zusammen groß sind oder aufbrechen, um die Leinen loszulassen.

Tragen Sie den Titel bei jedem Bild in die dazu gehörenden Kästchen ein. Am Ende ergeben die farbig markierten Kästchen das Lösungswort. Schicken Sie die Lösung per Post oder Mail an uns! Wir freuen uns auch über Anmerkungen, Wünsche und Kritik zu unserem frings-Magazin. Unter allen richtigen Einsendungen verlosen wir:

1. Preis: Keramik-Serie von der GEPA

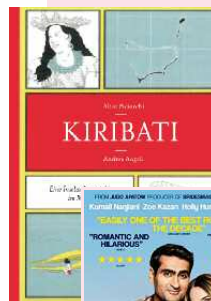
Eine stapelbare Keramik-Serie aus Steinzeug von einer Designerin speziell für die GEPA entworfen und vom GEPA-Partner Sang Arun in Thailand produziert. Zur Serie gehören Teller, Schüsseln in den Größen S und L, Tassen und Becher – matt geprenkelt.



Foto: GEPA – The Fair Trade Company/C. Schreier

2. Preis: Bildband Kiribati – Eine Inselwelt versinkt im Meer

Gebundene Ausgabe, Sieveking Verlag (siehe Seite 44/45).



3. Preis: The Big Sick Film auf DVD (Blu-Ray)

Eine wahre Geschichte über Liebe und Verzeihen, Familienzweist und das Überwinden kultureller Grenzen.



Einsendeschluss:

31. Dezember 2018

Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Teilnahme ab 18 Jahren. Wir speichern Ihre Daten nur zur Durchführung der Verlosung.

Wenn Sie weitere Informationen zu MISEREOR erhalten wollen, vermerken Sie unter dem Lösungswort „Ja“. Sie können die Einwilligung jederzeit widerrufen.

magazin@misereor.de

oder

Bischöfliches Hilfswerk MISEREOR

Redaktion Magazin „frings“

Mozartstraße 9, 52064 Aachen



Foto: Fitner/MISEREOR

3 FRAGEN AN...

...MISEREOR-Geschäftsführer
Thomas Antkowiak

1 Ich spende MISEREOR 100 Euro. Wie viel davon bleibt hier?

Thomas Antkowiak: Knapp sechs Euro bleiben hier und werden für Verwaltung und Öffentlichkeitsarbeit verwendet. Das ist nach den Kriterien des Deutschen Zentralinstituts für Soziale Fragen (DZI), einer unabhängigen Stiftung, die jährlich das Spendensiegel vergibt, ein sehr niedriger Wert.

2 Wieso geben Sie überhaupt Geld aus für Werbung und Verwaltung?

Antkowiak: Weil unsere Spender einen Anspruch darauf haben, dass das Geld, das sie uns geben, ordnungsgemäß verbucht wird und in genau dem Projekt landet, für das es gedacht ist. Und weil wir Rechenschaft darüber ablegen: Wir kontrollieren bei unseren Partnern, ob das Geld sachgerecht verwendet wird und schreiben Berichte über unsere Projekte. Auch für Werbung geben wir Geld aus, denn wenn wir nicht über uns reden, werden die Menschen auch nicht auf uns aufmerksam.

3 Was muss ich tun, damit meine Spende für MISEREOR genau dort ankommt, wo ich es möchte, zum Beispiel im Projekt „Neue Lebenspläne“ in El Salvador?

Antkowiak: Sie legen einfach den Zweck fest. Zum Beispiel im Feld „Verwendungszweck“ Ihrer Überweisung oder als Kommentar bei Ihrer Onlinespende: Für Neue Lebenspläne in El Salvador. Und wenn Sie dann noch auf dem Laufenden über das Projekt bleiben wollen, das Sie interessiert, rufen Sie uns einfach an oder mailen: Dann informieren wir Sie darüber, wie es läuft. ●

IDEEN ² VERSCHENKEN

Pralinen, Socken oder doch wieder Taschentücher? Drei alternative Vorschläge, wie man mit MISEREOR zu Weihnachten und jederzeit etwas Sinnvolles schenken kann:



Spenden schenken

Was schenkt man jemandem, der schon vieles hat oder sich all seine Wünsche selbst erfüllen kann? Eine Spende vielleicht. So geht's: Sie spenden für eine Impfung, Baumsetzlinge oder einen Schulbesuch. Dafür erhalten Sie eine Geschenkkarte per Post oder – für Eilige – eine Urkunde zum Ausdrucken. www.misereor.de/spenden-schenken

Mit kleiner Münze helfen

Bei der Aktion „Mit 2 Euro helfen“ unterstützen Menschen gemeinsam MISEREOR-Projekte für Kinder und Jugendliche. Jeder spendet mindestens 2 Euro im Monat. Weil das mittlerweile über 30.000 Menschen tun, werden aus 2-Euro-Spenden wirksame Starthilfen für junge Menschen in eine bessere Zukunft. www.2-euro-helfen.de



Das ist unser Projekt

Wer andere zum Spenden anspornen möchte oder zu einer Gruppe gehört, die ein gemeinsames Spendenziel sucht, kann sich von MISEREOR mit Material und Ideen unterstützen lassen. Es gibt ganz unterschiedliche Spendenaktionen – lassen Sie sich von MISEREOR-Mitarbeiterin Miriam Thiel beraten, welches konkrete Projekt am besten zu Ihrer Gruppe passt. Miriam Thiel: 0241 442 506.

www.misereor.de/spenden/spendenaktionen



MISEREOR

60 JAHRE
IHR HILFSWERK

- leistet seit 60 Jahren Hilfe zur Selbsthilfe durch konkrete Projekte und arbeitet mit einheimischen Partnerorganisationen zusammen;
- ist das katholische Hilfswerk, durch das sich Menschen in Deutschland für Gerechtigkeit und Solidarität mit den Armen in Afrika, Asien, Lateinamerika und Ozeanien einsetzen;
- sieht es als seine Aufgabe an, Entscheidungsträgern in Politik und Wirtschaft „ins Gewissen zu reden“, auf Menschenrechtsverletzungen hinzuweisen und sich für eine nachhaltige Entwicklungszusammenarbeit einzusetzen;
- hat das Spendensiegel des Deutschen Zentralinstituts für Soziale Fragen (DZI).



MISEREOR-Spendenkonto

IBAN DE75 3706 0193 0000 1010 10
BIC GENODED1PAX



Das Umweltmanagement von MISEREOR ist nach EMAS geprüft und zertifiziert.

Abo für mich!
Sie möchten keine Ausgabe von frings verpassen?
Über magazin@misereor.de können Sie unter dem Stichwort „Abo“ ein kostenloses Abonnement bestellen (und jederzeit wieder kündigen).

impresum.

Herausgeber

Bischöfliches Hilfswerk
MISEREOR

Redaktion

Beate Schneiderwind (verantw.)
Michael Mondry
Birgit-Sara Fabianek
Dr. Kerstin Burmeister

Grafische Gestaltung

Anja Hammers

Repro

Roland Küpper, type & image,
Aachen

Druck

Evers-Druck GmbH,
ein Unternehmen
der Eversfrank Gruppe
Ernst-Günter-Albers-Straße
25704 Meldorf

Gedruckt auf Papier aus ökonomisch,
ökologisch und sozial nachhaltiger
Waldbewirtschaftung

Herstellung und Vertrieb

MVG Medienproduktion und
Vertriebsgesellschaft, Aachen

Zuschriften an

MISEREOR
Mozartstraße 9
52064 Aachen
magazin@misereor.de



**FÜR EINE FREIE,
OFFENE UND
GERECHTE
GESELLSCHAFT.**

**ZUHAUSE
UND WELTWEIT!**

MISEREOR wendet sich entschieden gegen
Ausgrenzung, Populismus und Brandstifter –
auf der Straße, in der Gesellschaft und
in den Parlamenten.

MISEREOR 6 JAHRE
● IHR HILFSWERK